

ZB
ILLUSTRIERTE

Jetzt alle 14 Tage

Nr. 10 | 56 München **40** Pfg



Lesen Sie unseren spannenden Reportage-Roman
aus der Raumwelt von morgen

Der Tag Null!

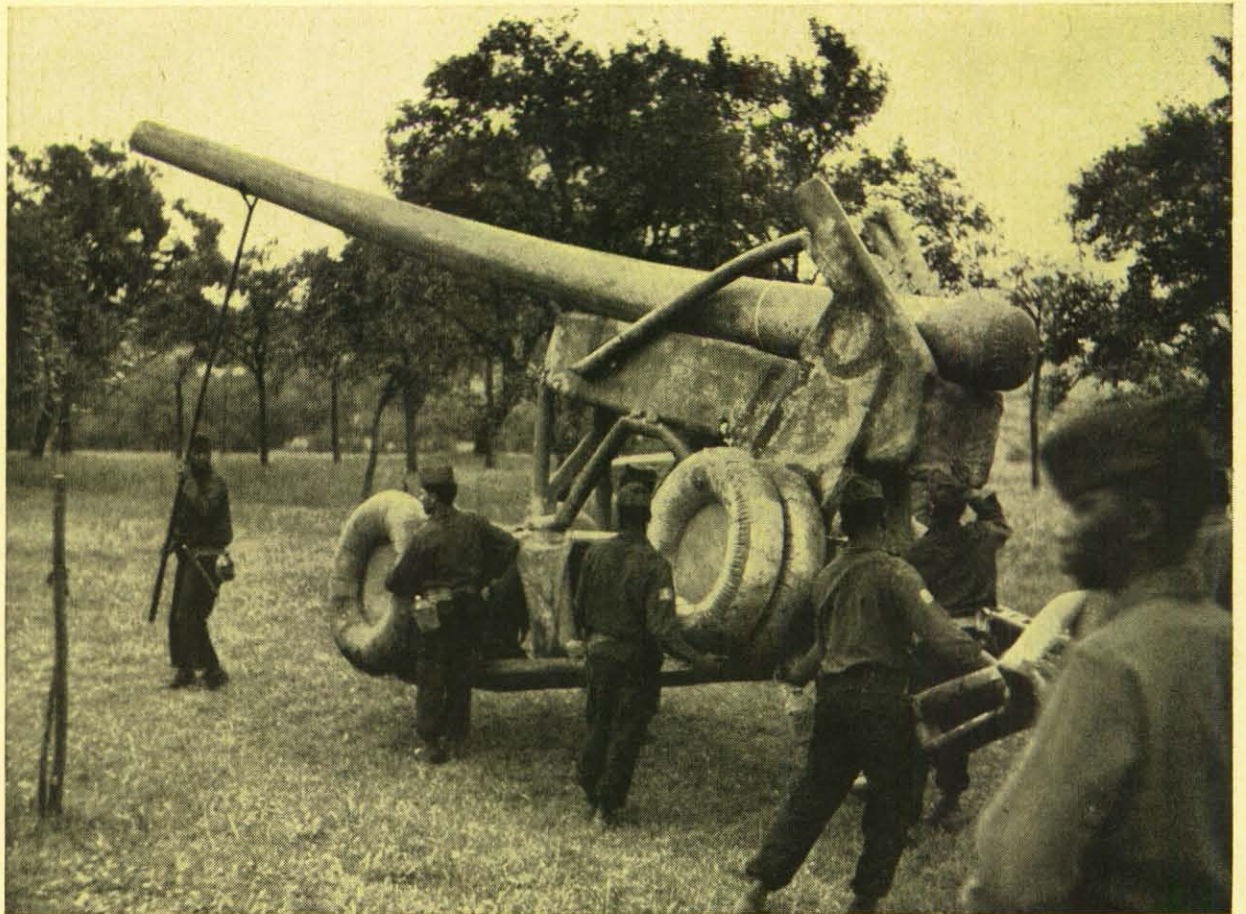
AUFGE- BLASEN



*Moderne
Bluffstrategie*



*Fliegende
Luftmatratzen*



Täuschend echt wirkt selbst aus der Nähe und erst recht aus der Luft diese Attrappe. In drei Minuten ist aus der formlosen Gummihülle ein riesiges Langrohrgeschütz geworden. Eine Waffenschmiede würde für die Herstellung eines echten Geschützes dieses Kalibers etwa drei Monate benötigen, abgesehen von den großen Kosten für eine wirkliche Fabrikation.

TARNUNG UND TÄUSCHUNG

Die Kriegsliste ist ein wichtiger Teil der Strategie. Generalfeldmarschall Rommel war ein Meister in der Täuschung des Feindes. Um nicht vorgenommene Truppenbewegungen nur vorzutäuschen, ließ er nachts an nächstgelegenen Stellen in der Wüste einies Lastwagen kreuz und quer durchs Gelände fahren, damit am nächsten Tage feindliche Aufklärungsflugzeuge glaubten, daß wichtige Umgruppierungen der Streitkräfte stattgefunden hätten, um den Feind dann unvermutet an einer ganz anderen Stelle anzugreifen.

Der listenreiche Feldherr geistert schon durch die Literatur des klassischen Altertums, und der Trojanische Krieg hätte ohne das berühmte hölzerne Pferd vielleicht einen ganz anderen Ausgang genommen. Kriegsliste und Bluff während eines Krieges ziehen sich durch die Jahrhunderte bis in unsere jüngste Vergangenheit.

Diese Bluffstrategie haben die Amerikaner mit modernen Hilfsmitteln weitergeführt und es hierin zu einer vollendeten Meisterschaft gebracht, indem sie ganze Divisionen aus Gummi aufstellten, um den Feind irreführen. Lastwagen mit Anhänger, Jeeps,

Langrohr- und Infanteriegeschütze, Panzerabwehrkanonen und ganze Flakbatterien werden an geeigneter Stelle im Gelände verteilt. Dann braucht man diese nur mit „Preluft“ aufzublasen, und schon ist die Truppe „kampfbereit“. Die Geschütze und Fahrzeuge, die den echten Originalen getreu nachgebildet sind, werden dann noch „sichtbar“ getarnt, und die feindlichen Aufklärungsflugzeuge melden dann am anderen Tage Artilleriemassierungen und Truppenansammlungen, die überhaupt nicht vorhanden sind. Der Feind gruppiert dann seine eigenen Truppen um, und während alles noch in Bewegung ist, verschwindet über Nacht die aufgeblasene Division, um in Windeseile an anderer Stelle wieder neu zu entstehen, und der eigene Angriff kann dann an einer Stelle erfolgen, wo es der Feind am wenigsten vermutet.

Die „Bläser“ der Pseudo-Division aus Gummi ordnen sich in keine der bekannten Truppengattungen ein. Nur eines haben sie allen anderen voraus — sie sehen immer pieksauber aus. Und das hat einen tieferen Grund: Wo geblasen wird, da gibt es Staub. Wenn aber alles aufgeblasen ist, dann blasen sich die „Bläser“ den eigenen Staub von der Uniform.



Vor dem Aufblasen... Ein langer Schlauch ist vom Lastwagen abgerollt. Das Druckluftgerät beginnt zu arbeiten. Die unformige graue Gummimasse nimmt langsam Gestalt an. Es ist ein Jeep, der hier aufgeblasen wird. Zwei Räder sind schon ganz deutlich erkennbar.



Aus zwei Teilen Gummi besteht dieser Lastwagen. Auf unserem Bild werden die beiden Teile gerade aneinander befestigt. Vier Mann können den gesamten „Lastzug“ transportieren. Die Täuschung ist aus der Vogelperspektive, zumal bei guter Tarnung, gar nicht erkennbar.



Ein einziger Mann stemmt einen Jeep, der eines der aufgeblasenen Fahrzeuge der Gummidivision ist. Bequem läßt er sich dorthin tragen, wo er für Tarnungszwecke benötigt wird. Viel echtes Material kann auf diese Art vor Zerstörung aus der Luft bewahrt werden.



Es gibt Staub, wo geblasen wird. Wenn alle Fahrzeuge und Geschütze aufgeblasen sind, beginnt die Reinigung der Uniformen. Die Gummidivision besteht aus 40 Kanonen, 20 Lastkraftwagen, vier Anhängern, fünf Jeeps und einer ganzen Anzahl von kleinen Geschützen.

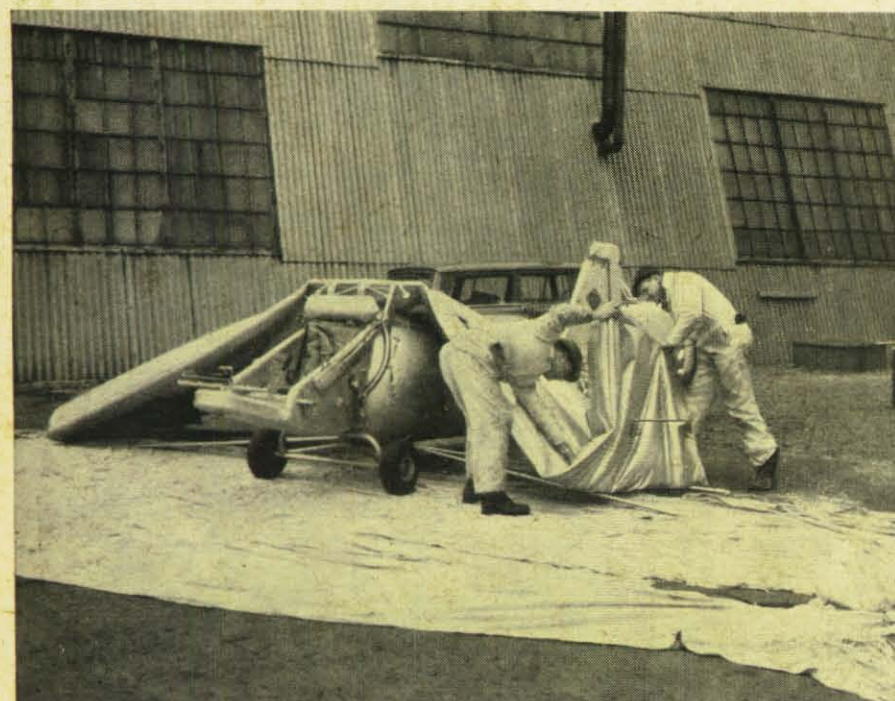
Gummi und ein paar PS — in 14 Minuten ein startklares Flugzeug



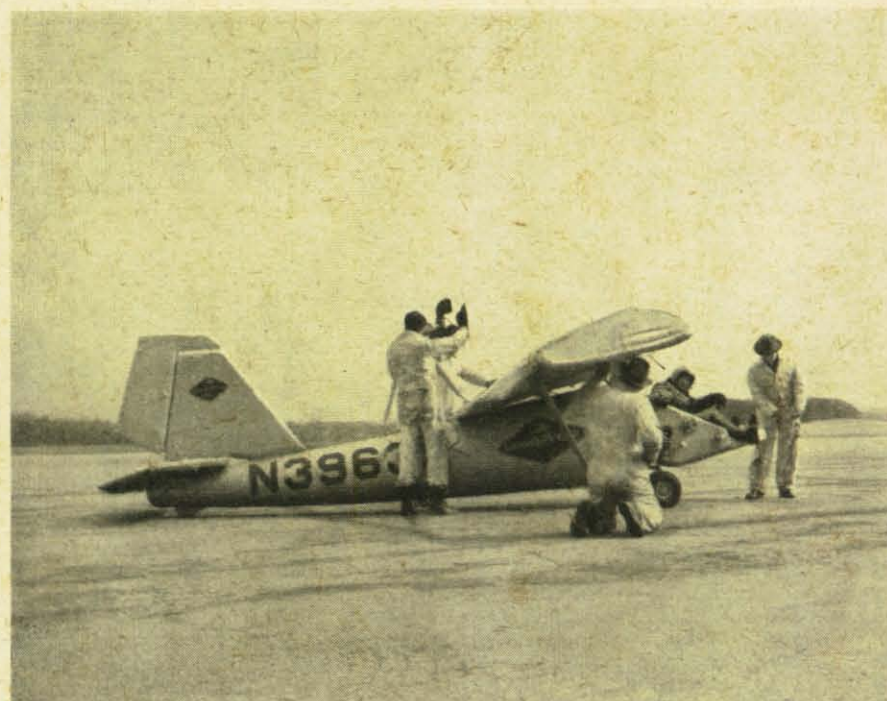
Eine geheimnisvolle Fracht wird ausgeladen. Es könnte eine zusammengerollte Plane oder Luftmatratze sein. Unsere Neugier wird auf keine allzu harte Probe gestellt, denn wie Ingenieur Phillips erklärt, dauert die Montage nur 15 Minuten, und die Maschine kann starten.



Mit einem Motor wird das seltsame Etwas offenbar ausgerüstet werden, denn Ingenieur Roger L. Wolcott trägt ihn gerade herbei. Und fahren kann das mysteriöse Ding wohl auch. Oder wozu sonst dienen die zwei Räder? Doch wohl nicht nur für den bequemen Transport.

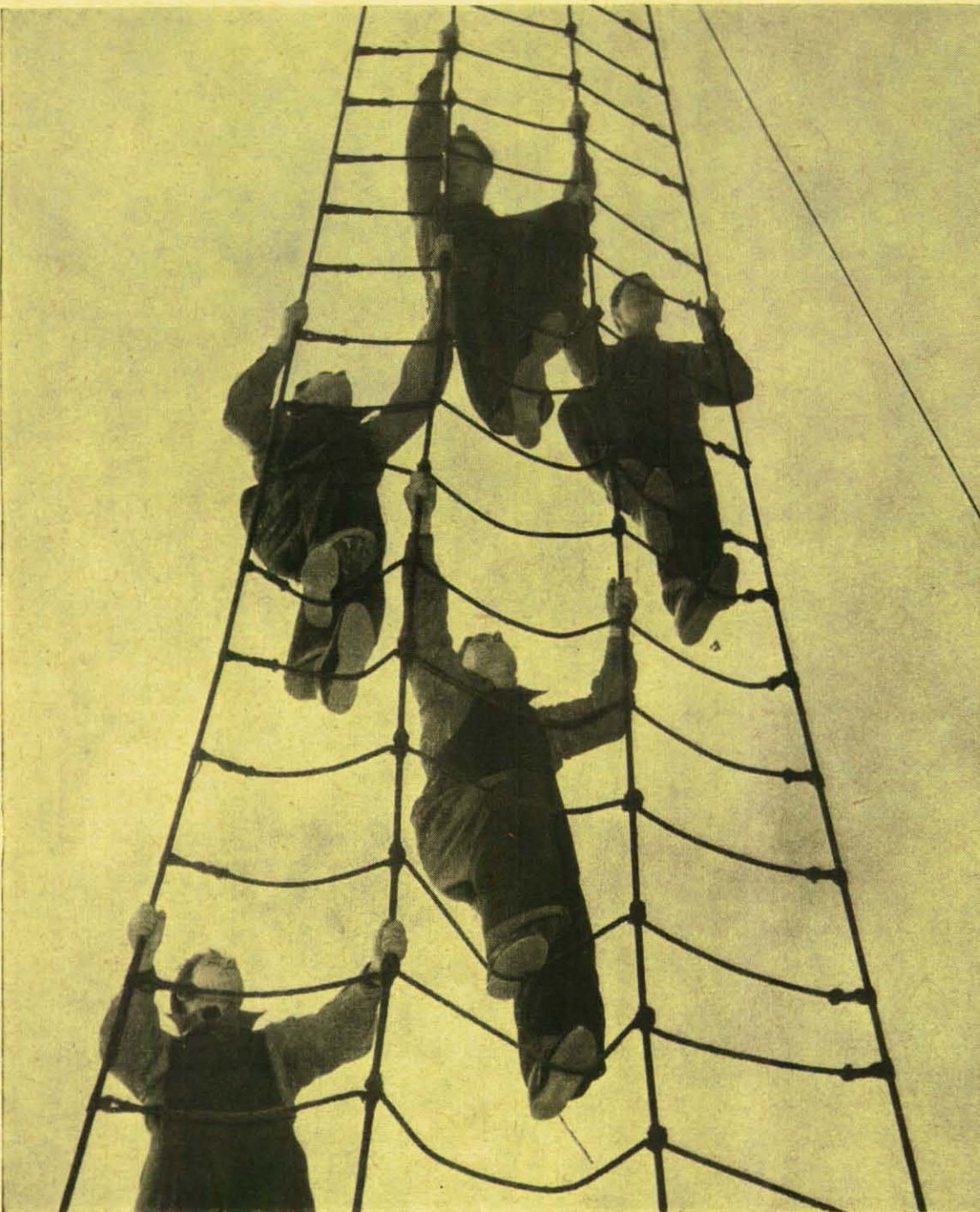


Als ein Flugzeug entpuppt sich nach und nach die unförmige Masse. Flügel und Schwanz waren über dem Pilotensitz zusammengeklappt. Das Flugzeug kann mit weniger Luft aufgeblasen werden, als man zum Aufpumpen eines ganz alltäglichen Autoreifens nötig hat.



Zum Start bereit ist die kleine Maschine. Testpilot Dick Ulm hat das ganze Flugzeug genau untersucht, bevor er seinen Platz in der Kanzel eingenommen hat. Es sind tatsächlich nicht mehr als vierzehn Minuten vergangen, bis die Maschine montiert ist und den Boden verlassen kann.

SEEMANNSSCHÜLER VON HEUTE —



„In die Wanten“, heißt das Kommando des Ausbildungs-offiziers. Mit affenartiger Geschwindigkeit entern (klettern) die Kapitäne von morgen auf. Schwindelfreiheit ist unbedingte Voraussetzung, denn der fünfzwanzig Meter hohe Signalmast dient als Universalgerät für Kletterübungen. Zum Wochenende geht es mit einem Übungsschiff elbawärts. Was während der Woche an Land „gebüffelt“ wurde, wird hier dann fast spielend in die Schiffspraxis umgesetzt.

Wie war es doch damals, als wir zum ersten Male ein Ozeanschiff sahen? Da standen wir mit heißen Köpfen und staunten, und unsere Phantasie machte uns selbst zu tollkühnen Seefahrern. Wir sahen uns im Eismeer oder auf Entdeckungsreisen in der Südsee. Und wir nahmen uns felsenfest vor, später, wenn wir groß wären, Kapitän zu werden.

Auch heute noch wollen viele junge Menschen hinaus aufs Meer. Aber nur wenige erreichen das erträumte Ziel. Denn bevor man zur Schiffsjunge — geschweige denn Kapitän — werden kann, muß man eine harte Ausbildung in einer Seemannsschule erfolgreich bestehen.

Wer den Weg zur „Seemannsschule Hamburg“ finden will, braucht eigentlich einen Lotsen. Sie liegt verborgen im Waldgelände hoch über der Elbe auf dem Falkensteiner Ufer, dicht bei Blankenese.

75 Jungen aus allen Teilen des Bundesgebietes und aus Westberlin halten hier alle drei Monate ihren Einzug, um in zwölfwöchigen Lehrgängen auf Deutschlands traditionsreichster und idealster Ausbildungsstätte mit den Grundbegriffen der „christlichen Seefahrt“ vertraut gemacht zu werden. Charakterliche Eignung, gesunde körperliche Konstitution, eine abgeschlossene Schulbildung — gleich welcher Art — und die Liebe zum längst nicht mehr romantischen Seemannsberuf sind die notwendigen Voraussetzungen zur Aufnahme.

Vom frühen Morgen bis zum späten Nachmittag wimmelt das Gelände von frischen Jungen in nagelneuen, blauen Takelhosen und der blauweißen Pudelmütze auf dem Kopf. Sie alle wollen später einmal Kapitäne werden. Bootsdienst auf der Elbe,

Splassen und Knoten, Nautik, Signaldienst, Zeugdienst usw. stehen auf dem Stundenplan. Staatsbürgerkunde, Geographie, Gesundheitslehre, Deutsch und Mathematik ergänzen das Programm, so daß die Ausbildung auch als Berufsschulzeit anerkannt wird.

Kapitän Wagner als Leiter der Schule hat sich persönlich seine Ausbilder zusammengesucht. Sie sind alle alte Fahrenleute mit Kapitänspatent für große Fahrt und erfüllen die Anforderungen, die an Erzieher der Jugend von heute gestellt werden müssen. Die Offiziere tragen — wie an Bord der Handelsschiffe — Uniform. Sie werden mit „Herr“ und Namen, nicht mit Dienstgrad angeredet. Auch sonst hat Kapitän Wagner alles, was an Uniformierung des Geistes erinnert, vermieden. Es herrscht ein rauher, aber herzlicher Ton, der in nichts an den Drill einer vormilitärischen Ausbildung unseliger Zeiten gemahnt. Wer nicht gehorcht, bekommt nicht etwa Arrest. Eine Stunde Holzhacken, während die Kameraden auf der Elbe segeln, tut viel bessere Dienste. Wenn auch das nichts nützen sollte, geht ein „blauer Brief“ nach Hause...

Zum Wochenende gibt es Ausgang — natürlich in Zivil, denn das „Takelpäckchen“ — die Jungen müssen es selbst bezahlen — dient nur als seemännische Arbeitskleidung und darf später auch an Bord getragen werden.

Nach bestandnem Lehrgang wird das Seefahrtsbuch ausgehändigt. Jedem Jungen steht ein Schiff in Aussicht, denn der „Verband Hamburger Reeder“, der gemeinsam mit der Verbandsstadt und dem Bund die laufenden Unkosten der Schule trägt, bevorzugt für seine Schiffe Schüler dieser Seemannsschule.



Knoten aus Tauwerk herzustellen, ist gar nicht leicht. Manch einer der zukünftigen Kapitäne hat schon im Schweiß seines Angesichts den Mut verloren. Dennoch muß gerade diese Übung durchgeführt werden, bis die Jungen das Knoten aus dem Handgelenk können. Übung macht auch hier den Meister, und ein Trost für die Schüler ist es, daß jeder Kapitän mal so anfing.



Tabak — aber keinen Rum dürfen die Seemannsschüler haben. Doch auch den erst, wenn sie das sechzehnte Lebensjahr vollendet haben. Wer liebe sich die Gelegenheit, ein echtes Seemannskraut zu paffen und wie ein „Alter“ zu wirken, wohl entgehen? Nach dem anstrengenden Dienst schmeckt die Pfeife gut. Nachwuchs ist gesucht, und ein Schiff den Jungen sicher.



In der Seemannssprache nennt man das Rudern „Pullen“. Bei dem Kommando „zwei“ liegt die gesamte Bootsbesatzung auf dem Rücken. Disziplin ist oberstes Gebot. Wer gar mit dem Wasser „Krebse fängt“, d. h., wer ihm unvorschriftsmäßig ins Wasser taucht, bringt alles aus dem Gleichgewicht und zieht sich den Unwillen des Ausbilders wie all der Kameraden zu.

KAPITÄNE VON MORGEN



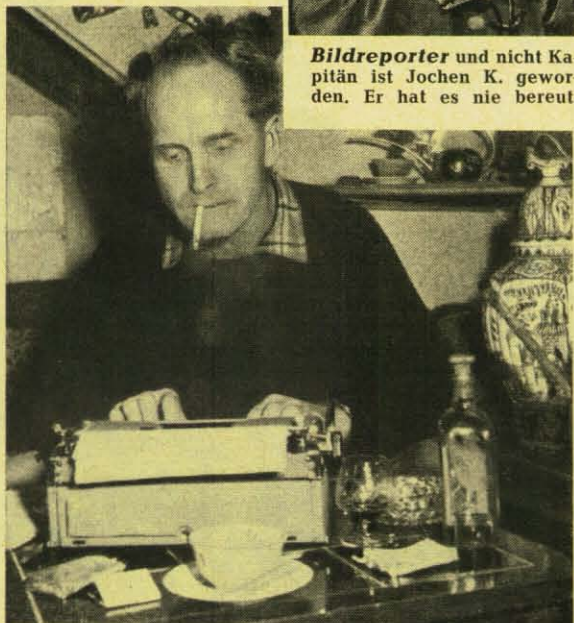
Außerste Konzentration verlangen die Segelmanöver. Wer dabei nicht aufpaßt, wird von den Querbäumen über Bord gefegt. Selbst beim Setzen des „Spinnaker“, des Ballonsegels zur Fahrt vor dem Wind, genügen vier kräftige Arme kaum, um den Baum zu halten. Trotz der Schwere des Dienstes sind die Jungen alle freudig und ausdauernd bei der Arbeit.



Bildreporter und nicht Kapitän ist Jochen K. geworden. Er hat es nie bereut.



Ein zweiter Marco Polo ist an Felix H. verlorengegangen. Er wollte als Seemann die Welt bereisen. Aber sein Wunschtraum ging nicht in Erfüllung. Er ist Zeitungshändler geworden. In seinem Urlaub aber geht er auf große Fahrt, so weit der Inhalt der Sparbüchse reicht. Zeitungen mit Seeberichten verkauft er besonders gern.



Malerei und Seefahrt waren die beiden Steckenpferde von Jonny S. Schon als Junge war er ein begeisterter Zeichner, doch was er auch malte, es wurden meistens Schiffe. Aber er ist weder Maler noch Kapitän geworden. Der heute 38jährige ist Autor vieler erfolgreicher Seemannsgeschichten, die manchem Jungen Lust auf Seefahrt machen.

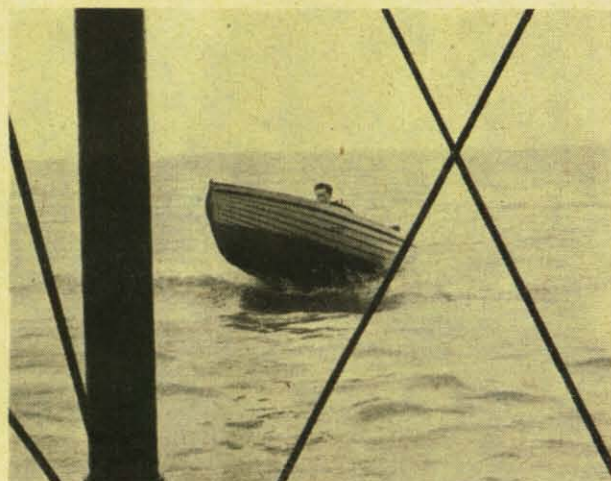
Lichter die nie verlöschen dürfen



Zur Spitze des Leuchtturms klettert der sechzehnjährige Archie Holbrook über die eiserne Leiter. Seit er denken kann, ist sein Vater Leuchtturmwächter auf dem kleinen Fort St. Helens bei der Insel Wight. Jetzt muß er den Posten seines schwerkranken Vaters versehen. Das Turmlicht darf nie ausgehen.



Von der Brüstung des Leuchtturms aus beobachtet der junge Wächter über das Wohl vieler Schiffe die vorüberziehenden Dampfer. Archie fühlt sich sehr wohl in der frischen Seeluft und weiß das Vertrauen, das man in ihn setzt, wohl zu schätzen. Tag und Nacht ist er auf seinem schönen, aber anstrengenden Posten.



Bei rauhem Wetter ist eine Kontrollfahrt, die der Leuchtturmwächter zum Festland und zu den verschiedenen Bojen unternehmen muß, nicht ganz ungefährlich. Alle vierundzwanzig Stunden ist auch eine genaue Kontrolle des Lampenhauses erforderlich. Öl muß nachgefüllt und Lampenzylinder und Reflektor müssen geputzt werden — Gewissenhaftigkeit auch im kleinen.



Ja, Kuchen – von wegen Butterkuchen! „Das schmeckt doch nach Margarine“, sagt Inge argwöhnisch. Leider hat sie recht. Mutti hat beim Einkauf nicht darauf geachtet, daß sie nicht ausdrücklich „Buttergebäck“ verlangt hatte. Das Lebensmittelgesetz schreibt vor, daß in jedem Backwerk, das als Buttergebäck verkauft wird, auf 100 kg Mehl mindestens 10 kg Butter verwendet und keinerlei anderes Fett zugesetzt wird. Dieses Gesetz mit seinen vielen hundert Verordnungen schützt den Käufer vor Reinfällen. Eins aber kann es ihm nicht abnehmen: er selbst muß die Augen offenhalten, um wirklich die Qualität zu bekommen, die er sich wünscht. Alle Lebensmittel müssen so deklariert sein, daß man sofort erkennen kann, ob man es wirklich z. B. mit reinem Bienenhonig, mit ungefärbten Teigwaren und Konserven, unraffiniertem Rohrzucker usw. zu tun hat.



„Das soll Bohnenkaffee sein, Herr Ober?“ forscht mit Recht der erzürnte Gast, der Bohnenkaffee bestellt, aber ein Gebräu erhalten hat, dem mehr als 3% fremde Bestandteile zugegeben worden waren. Drei Prozent dürfen dem Kaffee aus „kosmetischen“ Gründen zur Vertiefung seiner braunen Farbe zugesetzt werden. Je häufiger nicht einwandfreier Kaffee beanstandet und zurückgewiesen wird, desto eher wird erreicht, daß Bohnenkaffee allenthalben auch wirklich Bohnenkaffee ist. Wenn wir aber alles schlucken, was uns vorgesetzt wird, müssen wir uns gar nicht wundern, wenn gewisse Mißbräuche nicht aussterben. Manche „Nachhilfe“ kann nur die chemische Untersuchung im hygienischen Institut nachweisen. Grobe Verstöße dagegen zeigt uns bereits unsere Zunge an.

Augen auf, Hausfrau!

Beim Lebensmitteleinkauf



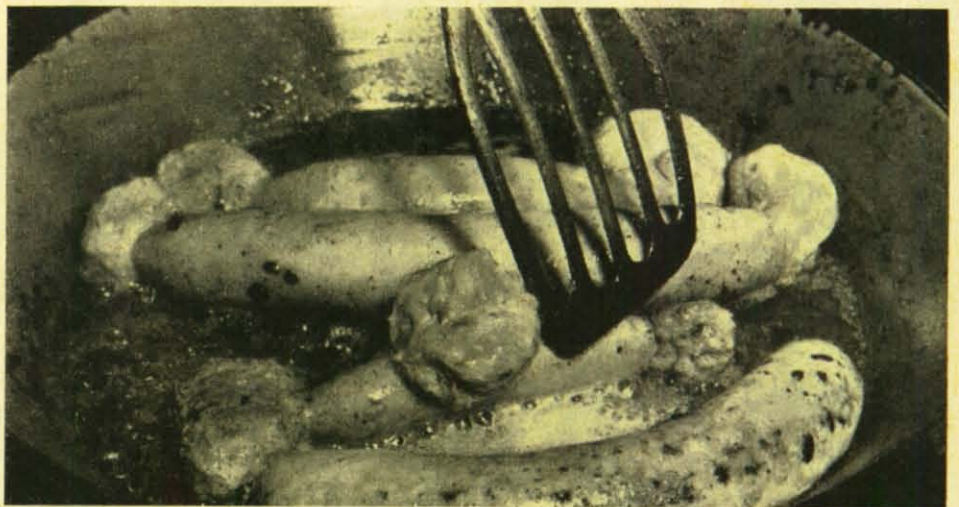
Die Bezeichnung „naturrein“ verpflichtet. Sie bietet die Gewähr dafür, daß der so gekennzeichnete Wein ungezuckert ist. Nur wenn ein Weingut seinen Namen auf das Schild setzt, versteht es sich von selbst, daß es sich um ungezuckerten Wein handelt. Auch für Weinbrandverschnitt gelten Vorschriften über den zu fordernden Mindestgehalt an Weinbrand.



Trotz vertrauenerweckender Ausführlichkeit ist das Schildchen im Sinne der Gewerbebehörde nicht ganz einwandfrei. Das Wort „Lachsersatz“ muß nämlich mindestens die halbe Schriftgröße des Wortes „Lachsschnitzel“ haben, überdies müßte es „Seelachsschnitzel“ heißen. Der Hinweis „gefärbt“ dagegen ist vollkommen korrekt.



Es ist nicht Wurst, ob Zungenwurst Zunge enthält oder anderes Fleisch, auch wenn manches Muskelfleisch den Zungenscheiben täuschend ähnlich sieht. Das Lebensmittelgesetz duldet keine Täuschung. Eine Wurst, die nur so aussieht wie Zungenwurst, muß deutlich den Hinweis „Imitierte Zungenwurst“ tragen. Leider leisten die Hausfrauen der – milde gesagt – Lässigkeit mancher Händler in der genauen Kennzeichnung der Ware Vorschub, indem sie unachtsam einkaufen. Sie haben Anspruch darauf, reell bedient zu werden. Bequemlichkeit, Schüchternheit oder auch Unkenntnis der Käuferinnen führen dazu, daß sie einen Reinfall oft erst zu spät entdecken.



Das hier hieße besser „Wasserwurst“ statt „feine Bratwurst“. Feine Bratwurst darf sich in der Bratpfanne nicht so unfein benehmen; denn sie darf nur wenig Wasser enthalten, grobe Bratwurst sogar überhaupt keins. Wenn Bratwürste platzen und ihren Inhalt so hemmungslos hervorquellen lassen, dann weiß die Hausfrau, daß man sie beim Einkauf bemogelt hat. Solcher Fälle nimmt sich die Gewerbebehörde an. Dagegen wäre das hygienische Institut nicht die richtige Stelle für eine Beschwerde. Ihm obliegt es, Lebens- und Nahrungsmittel chemisch auf ihre Zusammensetzung und Beschaffenheit zu untersuchen. Weiter ist es nicht zuständig.

DAS RITTERLICHE HERZ

Aus dem Leben des Grafen Folke Bernadotte ■ Tatsachenbericht von F. Ewald

Copyright by Carl Duncker Presse Agentur, Berlin W 35

Ein düsterer Oktobertag im Jahre 1899. Vor dem weißen Hause des Prinzen Karl Bernadotte, das in einer stillen Straße des vornehmen Viertels von Stockholm liegt, fährt in den frühen Nachmittagsstunden eine elegante Kutsche vor. Dem Wagen entsteigt ein langer, hagerer Mann, der beim Aussteigen den hohen Zylinder abnehmen muß: er würde sich an dem schwarzen, regenassen Verdeck, das der livrierte Diener herabgelassen hat, den Kopf stoßen. Der Diener eilt dem Manne voraus und setzt die altmodische Tür-glocke der Villa in Bewegung. Eine alte Frau mit weißer Schürze und einem weißen Häubchen auf dem grauhaarigen Haupte öffnet und verneigt sich fast bis zur Erde, als der große, schlanke Herr an ihr vorbei in das Haus tritt. Er zieht grüßend den Zylinder und ruft der fassungslosen Frau zu: „Melden Sie mich meinem Bruder!“ Dem Diener gibt er den Befehl, zurückzufahren und ihn in zwei Stunden abzuholen.

Aufgeregt stürzt die Frau in das Bibliothekzimmer, in dem der Prinz nach der Mittagsmahlzeit einige Stunden bei seinen Büchern zu verbringen pflegt. „Seine Majestät ist da!“ keucht sie, krebsrot im Gesicht.

Karl Bernadotte lacht: „Warum sind Sie so verstört, Mathilde? Sie wissen doch, mein Bruder liebt Überraschungen. Bitten Sie ihn herein!“

Mit ausgestreckten Händen geht Gustav V., König von Schweden, Nachkomme des Jean Baptiste Bernadotte, Marschalls Napoleon I., auf den Jüngeren zu: „Ich hoffe, du bist mir nicht böse, daß ich zu so ungewohnter Stunde komme, aber ich hatte Sehnsucht!“

„Sehnsucht... nach wem? Nach mir etwa?“ fragt Karl Bernadotte lächelnd. „Das wäre gelogen“, bekennt der Monarch freimütig, „ich wollte deinen kleinen Sohn sehen! Schläft er noch?“

Der Prinz nickt. Er schätzt die Offenheit seines Bruders. „Du kannst nicht mehr erwarten“, hatte der König ihm damals, bei der harten Auseinandersetzung über seine Eheschließung vor mehr als vier Jahren gesagt, „daß ich dir liebevolle Gefühle entgegenbringe! Dennoch werde ich immer für dich da sein, wenn du mich brauchst!“

„Ich hoffe, deine Hilfe nicht in Anspruch nehmen zu müssen“, hatte Karl gereizt erwidert. Stumm war der König hinausgegangen. Als seine Erregung abgeklungen war, hatte Karl seine hitzigen Worte bereut.

Er mußte zugeben, daß sein folgenreicher Entschluß für den Bruder ein harter Schlag war. Noch nie hatte ein Bernadotte eine Bürgerliche geheiratet! Er war der erste, der dem Ruf seines Herzens gefolgt und nicht bereit gewesen war, auf Befehl des Königs seine Liebe dem Königshause zu opfern. Ohne Bedenken hatte er auf den Prinzentitel und etwaige Erbfolgerechte verzichtet. Und so führte der Bruder des Königs von Schweden die Tochter eines Industriellen von Traualtar und zog aus dem königlichen Schloß in dieses Haus. Die geliebte Frau schenkte ihm 1896 einen Sohn.

Die Zeit gleicht vieles aus, und die Brüder kamen einander wieder näher. Sie lieben sich nicht, aber sie achten einander, und der König und seine Ge-



Er verzichtete auf Glanz und Sorglosigkeit

Der Neffe des Königs von Schweden, Graf Folke Bernadotte, war ein Kämpfer für die Menschlichkeit. Überall, wo Hilfe nottat, war dieser warmherzige Mensch zu finden. Deutschland verdankt ihm viel — u. a. leitete er die ersten Hilfsaktionen ein, als die deutschen Kinder dem Nachkriegselend des zweiten Weltkrieges ausgesetzt waren. Er besiegelte sein hochherziges Lebenswerk, das den Hilfsbedürftigen aller Länder galt, mit dem Tode: am 17. September 1948, als er zur Beilegung der Israel-Unruhen in Palästina weilte, töteten ihn die Schüsse einiger Verblendeter, die seine Mission nicht verstanden. Unser Bericht schildert das Leben dieses Mannes, dessen Geburtsadel vom Adel seines Herzens noch überstrahlt wurde.

mahlin wenden ihre Liebe dem kleinen Folke zu. Die Königin hütet mit einer Erkältung das Bett. Sie wäre sonst mitgekommen. „Fahre nur zu ihm“, hatte sie dem Gatten zugeredet, „ich sehe ja, wie es dich zu dem Kinde hinzieht.“

„Geben ist seliger denn Nehmen“

Gräfin Bernadotte ist ausgefahren, um in der Stadt Einkäufe zu machen. So holt der Vater seinen Jungen selbst aus dem Bettchen, kleidet ihn an und führt ihn zum Onkel. Der König reicht dem Kleinen eine große Tafel Schokolade. Der Dreijährige macht eine drollige Verbeugung und zerbricht die Tafel in drei Teile: einen Teil gibt er seinem Vater, den zweiten legt er auf den Tisch: „Für Mama“, und den letzten verzehrt er in wenigen Minuten. Mit einem frohen Lächeln hat der Onkel der Szene zugeschaut. Er legt dem Jungen die schwere, breite Hand auf den blonden Schopf: „Du wirst einmal ein guter Mensch werden...“

„Ja, das glaube ich auch“, meinte der Bruder, „für ihn ist jetzt schon Geben seliger denn Nehmen. Er teilt alle Gaben mit seiner Mutter, mit der Haushälterin Mathilde, mit mir, mit seinen Spielgefährten. Ein schöner Charakterzug...“

Folke Bernadotte wird in seinem Leben stets nur geben und niemals nehmen. Er gibt auf dem Gymnasium, das nicht nur die Söhne wohlhabender Eltern besuchen, sein Frühstück hungerrigen Kameraden, heimlich bringt er belegte Brote einer armen Familie, deren Adresse ihm durch Mathilde bekannt geworden ist, er weist keinen Bettler von der Tür und läßt ihn zu

einem Teller Suppe in die Küche ein — zum Ärger der Köchin, die Folkes Mutter bittet, es dem Jungen zu untersagen. Der Knabe versteht die Mutter nicht, als sie ihm bedeutet, daß er für das Haus die Gefahr eines Einbruches heraufbeschwöre. „Wie können Menschen, denen wir Gutes tun, uns Böses zufügen?“ fragt er in kindlichem Erstaunen.

„Ich glaube an die Menschen“, bekennt der Fünfzehnjährige, der sich bei Lehrern und Mitschülern großer Achtung und Sympathien erfreut. Nicht nur, weil er bei jeder Gelegenheit sein mitfühlendes Herz zeigt. Der Junge ist ein tadelloser Schüler, begreift spielend die fremden Sprachen, Englisch, Deutsch, Französisch, Latein, Griechisch, holt sich in fast allen Fächern außer Mathematik und Rechnen glänzende Zensuren, gehört zu den besten Turnern und kühnsten Fechtern der Schule. Wie jeder echte Junge rauft er sich auf dem Schulhof und im Klassenzimmer, verteidigt die Schwächeren und verprügelt alle, die mit ihm anzubinden suchen.

Mit siebzehn Jahren tritt der sportgestählte Junge in die Armee ein, und als in Europa die Kanonen des Weltkrieges donnern und die Völker gegeneinander aufmarschieren, führt er als Leutnant eine Kompanie. Mit Grauen liest er die Berichte von den Kriegsschauplätzen und erklärt seinen Eltern, daß nach dem Kriege alles getan werden müsse, um eine Wiederholung der Kriegsgreuel zu verhindern.

Nach dem Kriege reist er monatelang durch die immer noch aufgewühlte Welt, sieht sich nach einer Frau um, erlebt Enttäuschungen, über

die er mit niemand spricht, dient sich bis zum Major herauf und reicht seinen Abschied ein. Der Vater ist entsetzt und empört. Der königliche Onkel sucht den Lieblingsneffen in dessen Wohnung auf und beschwört ihn, seinen Entschluß aufzugeben. Er könne es bis zum General bringen.

„Ich glaube, daß auf einen Mann höhere Aufgaben warten als die, darüber nachzudenken, wann und wo und wie er das Blut von Menschen vergießen kann“, antwortet er dem Monarchen. „Ich bin davon überzeugt, daß ein Mann für das kämpfen muß, woran er glaubt.“

„Und woran glaubst du?“ fragt der König.

„An die Menschheit. Für ihre Wohlfahrt und ihr Glück will ich arbeiten. Ich gehe zum Roten Kreuz. Wenn ich von meiner Riviera-Paris-Reise zurückkehre, stelle ich mich ihm zur Verfügung.“

Begegnung auf der Promenade

An einem strahlenden Junimorgen des Jahres 1927 schreitet über die Promenade von Monte Carlo eine schlanke, junge Frau. Estelle Manville liebt diese frühe Stunde vor dem Erwachen des Spielparadieses. Zum erstenmal erlebt sie das Wunder des Mitteländischen Meeres. Aller Zauber und alle Schönheit Floridas, ihrer amerikanischen Heimat, versinken vor der Anmut dieses Morgens an der Riviera. Estelle nimmt auf einer weißgestrichenen Bank Platz. Überwältigt von dem Glanz, den die Natur so verschwenderisch vor ihr ausbreitet, schließt sie für Sekunden die Augen. Ein leises Geräusch läßt sie auffahren. Vor ihr steht ein hochgewachsener Mann; sein blendendweißer Anzug umschließt eine schmale, jüngerhafte Gestalt, aus einem offenen, klaren Antlitz blicken blaue, freundliche Augen auf das junge Mädchen nieder. Höflich lüftet der Fremde den Hut.

„Habe ich Sie erschreckt, meine Gnädigste?“ fragt er besorgt. „Es tut mir leid. Ich bitte um Verzeihung.“

Verwirrt hebt Estelle die Schultern. „Ich verstehe Sie nicht“, sagt sie.

Über das Gesicht des Mannes huscht ein Lächeln. „Oh, Sie sind Engländerin!“

Er spricht jetzt englisch.

„Amerikanerin“, berichtet das Mädchen.

Der Fremde verbeugt sich: „Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle: Bernadotte.“ Er setzt sich zu ihr, stützt beide Hände, schmale, gepflegte Hände, auf den silbernen Knauf seines Stockes.

„Bernadotte?“ wiederholt das Mädchen. „Die Bernadottes stammen doch aus Schweden, und ein Bernadotte hat Napoleon gedient...“

„Gnädigste haben in der Geschichtsstunde gut aufgepaßt“, lacht der Schwede. „Sicher wissen Sie dann auch, daß Jean Baptiste Bernadotte, der Marschall des Kaisers von Frankreich, im Jahre 1818 König von Schweden und Norwegen wurde...“

„Und daß er die Dynastie Ihres Vaterlandes begründete“, ergänzt Estelle. „Sie sehen, ich kann noch mehr, als nur auf das Meer hinausblicken.“

„Daran habe ich nicht gezweifelt.“

„Aber Sie kennen mich doch erst ganze fünf Minuten Mister — Mister Bernadotte“, ruft das Mädchen belustigt.

„Ich bin der Neffe des Königs“

„Der erste Eindruck entscheidet“, sagt er ernst. Er schaut sie an, und sie schlägt die Augen nieder. Estelle Manville hat noch nie vor einem Manne die Augen niedergeschlagen, und es sind viele Männer in ihrer Heimat, die sich offen oder heimlich um die Gunst des schönen Mädchens bewerben. Dieser dunkelblonde Schwede aber fasziniert sie. Gut aussehender, eleganter, männlich ist sie schon oft begehrt, sind in ihrem Lande und in diesem Lande zahlreich wie der Sand am Meer. Keiner hatte in ihr ein tieferes Interesse erweckt. Der Schwede indessen besitzt mehr als sie alle, mehr als ein gepflegtes Äußere, gute Manieren, Bildung. Er besitzt Kultur. Estelle Manville gehört nicht zu den Mädchen der amerikanischen Geldaristokratie, die ihr Leben sinnlos mit leeren Vergnügungen ständig in Miami oder in europäischen Bädern verbringen. Wenn sie reist, reist sie, um zu sehen, zu lernen, ihr Urteil zu weiten. Nicht um zu flirten, zu tanzen, glatte Schmeicheleien anzuhören und zu erwidern. Sie begeistert sich nicht für oberflächliche Vergnügen, für die Stars der Gesellschaft. Sie liebt gute Bücher, gute Musik. Sie ist bereit, einem Manne zu folgen, der eine Fuge von einer Sonate unterscheiden kann, in Literatur und Kunst Werte von Talmi unterscheiden vermag, und — warum nicht? — einen guten Cocktail mixt und mit ihr einen Charleston tanzt. Aber wo findet sie den, der diese Vorzüge in sich vereinigt, „Ich verlange wohl zuviel“, hat sie geseufzt, als die Mutter, der sie einmal ihre geheimsten Wünsche anvertraute, still lächelte...

„Sind Sie etwa mit den Bernadottes... ich meine mit dem Königsgeschlecht der Bernadottes, verwandt?“ fragt Estelle.

Der Schwede nickt.

„Unglaublich!“ ruft sie bestürzt. „Nicht zu fassen!“ In ihrer Erregung läßt sie den weißen Handschuh fallen. Der Schwede hebt ihn auf und lächelt fröhlich. Die Verlegenheit der jungen Amerikanerin bereitet ihm sichtliches Vergnügen.

„Was ist daran unglaublich?“ fragt er amüsiert.

Sie schüttelt den blonden Lockenkopf. „Wenn ich mir vorstelle, daß ich auf einer Bank mit einem Nachkommen des Königs von Schweden sitze, wird mir ganz heiß vor Aufregung“, gesteht sie mit reizender Naivität.

„Nicht nur mit einem Nachkommen“, sagt er ironisch, „mit einem Neffen des jetzigen Königs. Mit einem leibhaftigen Grafen. Was sagen Sie nun?“

„Nichts“ ruft sie. „Mir fehlen die Worte!“

„Manville? Nie gehört!“

„Nanu?“ bemerkt Graf Bernadotte. „Wo bleibt da der Frauenstolz vor Königstroph?“ Er lächelt noch immer. Dann aber sieht er das Mädchen ernst an: „Was gelten heute noch Kronen und Wappen? Was bedeutet der überkommene Adel? Mir bedeutet er nichts. Nur der Adel, den ein Mensch im Herzen trägt, zeichnet ihn vor denen aus, die ihn nicht besitzen. Das ist der einzige Unterschied zwischen den Menschen. Nicht wahr, Miß... Miß...“ Er unterbricht sich. „Aber ich kenne ja noch gar nicht Ihren Namen! Wie heißen Sie?“

Das junge Mädchen errötet. „Entschuldigen Sie“, sagt es leise, „ich hatte es vergessen. Ich heiße Estelle Manville.“

Der Graf überlegt. „Manville? Nie gehört.“

„Wie sollten Sie auch?“ versetzt das Mädchen. „Mein Vater ist ein Geschäftsmann wie jeder andere. Unser Name ist auch in den Staaten unbekannt...“

„Ich habe Ihnen vorhin einen Schreck eingejagt“, sagt Folke Bernadotte, „darf ich darum vorschlagen, daß wir ihn mit einer Tasse Mokka hinunterspülen?“

Estelle erhebt sich. „Gern...“

Nach dem Mokka-Stündchen verlassen zwei Menschen, denen eine zufällige Begegnung auf der Promenade von Monte Carlo zum Schicksal werden soll, das einzige Café, das zu so früher Stunde geöffnet war. Auf dem Antritt des Mädchens liegt ein glückliches Lächeln. „Werden wir einander wiedersehen?“ fragt der Mann. „Ich reise morgen ab.“

Das Mädchen erschrickt. „Morgen schon? Schade. Ich werde diese Stunde nicht vergessen.“

Der Graf ergreift ihre Hand. „Wir wollen sie beide nicht vergessen. Bitte schenken Sie mir noch eine solche Stunde. Heute abend.“

„Heute abend“, sagt Estelle, „in diesem Café.“

Der Heiratsantrag

Am samtigen Himmel leuchten Sterne auf. Eine frische Brise weht über die im Glanze vieler Glühbirnen erstrahlende Terrasse des Cafés, auf der an einem kleinen Marmortisch der Graf und das Mädchen sitzen. Eine Kapelle spielt zarte Walzer und Musik aus Opern von Verdi. Auf dem Podium steht ein unteretzter, junger Mann mit rabenschwarzen Locken und singt eine schmelzende Weise. „Ein italienisches Liebeslied“, sagt Bernadotte. „Es singt von Glück und Leid. Beinahe könnte es für mich gedichtet sein...“

„Vielleicht auch für mich“, sagt Estelle. „Ich bin einsam.“

„Einsam wie ich“, flüstert der Graf. Das Mädchen sieht ihn zweifelnd an. „Das kann ich nicht glauben.“

„Und doch ist es so. Ich bin einunddreißig Jahre alt und immer noch... allein.“

„Keine Frauen?“ fragt sie.

„Jedenfalls keine, die mir etwas bedeuten“, erwidert er.

„Auch keine Abenteuer?“

„Ich gehe ihnen aus dem Wege. Und darum gehen mir viele Frauen aus dem Wege, Miß Manville, ich stelle große Ansprüche an eine Frau, an ihren Geist und ihre Seele.“

„Ein Mann wie Sie hat auch ein Recht dazu“, versetzt sie.

Der Graf legt seine Hand auf ihren Arm: „Und Sie, Miß Manville, glauben Sie nicht, daß Sie das gleiche Recht haben?“

„O doch“, nickt sie, „und darum habe ich mit meinen zweiundzwanzig Jahren noch keinen Mann geliebt. Unbegreiflich, wie? Ein amerikanisches Mädchen im heiratsfähigen Alter, das nicht liebt!“

„Aber ein Mädchen, das geliebt wird“, sagt Bernadotte.

„Das geliebt wird“, wiederholt sie mit einem bitteren Ton. „Ja, ich werde wegen meines...“ Sie stockt, verschluckt das Wort, das sie hatte aussprechen wollen. „Mich interessieren diese Männer nicht.“

„Ich auch nicht?“ forscht der Graf.

In ihrem Blick liest er ihre Antwort. Eine Antwort, die ihn glücklich macht. Er überlegt, dann faßt er sich ein Herz. „Könnten Sie sich nicht vorstellen, daß der Mann, für den Sie Interesse zeigen, Sie... liebt?“

Fassungslos starrt sie ihn an: „Wollen Sie sich einen Spaß mit mir erlauben, Graf? Sie kennen mich erst wenige Stunden, und... das kann nicht Ihr Ernst sein!“

Bernadotte schüttelt den Kopf: „Ich pflege mit solchen Dingen keinen Scherz zu treiben. Ich meine, was ich sage.“ Wie reizend sie aussieht, wenn sie verwirrt ist, denkt er. Er hat sich eine amerikanische Frau ganz anders vorgestellt: kühl und sachlich, ein Kind ihres unromantischen, nüchternen Landes.

„Das alles kommt für mich so unerwartet“, sagt sie und trinkt hastig ihren Wein aus, „ich... ich... weiß nicht, was ich davon halten soll.“

„Ich lasse Ihnen Zeit, Miß Manville, meine Frau beantworte“, sagt Bernadotte, „in drei Wochen komme ich von Paris zurück. Reicht Ihnen diese

Zeit, um über meinen Heiratsantrag nachzudenken?“

Estelle fühlte ihr Herz stillstehen. „Heiratsantrag?“ stammelt sie.

Er hebt das Glas. „Auf unsere Ehe, Miß Manville! Auf unsere glückliche Ehe!“

Sie erwidert lachend den Trinkspruch: „Weißt der Himmel, Dicks ist der seltsamste Heiratsantrag, von dem ich jemals gehört habe!“ Wie gut, denkt sie, daß er nicht ahnt, wer mein Vater ist...“

Eine Mutter macht sich Sorgen

Die drei Wochen kommen Estelle wie eine Ewigkeit vor. Ungeduldig wählt sie die Tage bis zur Rückkehr des Grafen. Sie scheint verwandelt: schweigsam nimmt sie ihre Mahlzeiten ein, einsam macht sie Spaziergänge, am Abend zieht sie sich früh in ihr Zimmer zurück. Verehrer, die Edward Henry Manvilles schöne Tochter umschwärmen, hält sie sich fern. Die Eltern sind erschrocken über die jähe Wandlung, deren Ursachen sie sich nicht erklären können. Estelle hat ihnen das Erlebnis jenes Morgens verschwiegen.

„Was geht in dir vor?“ erkundigt sich ihre Mutter ängstlich. „Du schließt dich von der Welt ab, selbst gegen uns bist du scheu und verschlossen. Ich mache mir Sorgen um dich...“

„Aber warum denn, Mutter?“ lächelt Estelle, „ich fühle mich sehr wohl.“

„Du schwärmst uns nach“, sagt Mrs. Manville. „Hast du einen Kummer?“

„Glücklich, Mutter!“

Mrs. Manville schüttelt verständnislos den Kopf: „Eine seltsame Art habt ihr jungen Mädchen von heute, euch über euer Glück zu freuen! Zu meiner Zeit...“ Seufzend vertieft sie sich in ihr Buch. Nach einer Weile hebt sie den Kopf: „Wer ist er denn?“

„Ein wunderbarer Mann!“ ruft das Mädchen mit leuchtenden Augen.

Erstaunt blickt die Mutter Estelle an: „Du schwärmst wie eine Sechzehnjährige! Ich erkenne meine nüchterne Tochter ja gar nicht wieder!“

„Ich werde ihn euch vorstellen! Er ist ein Aristokrat, ein schwedischer Graf!“

„Ach, darum“, meint Mrs. Manville. „Darum die Begeisterung. Ein Graf. Wie in Romanen von 1910.“

„Du irrst dich, Mutter!“ ruft Estelle zornig. „Er ist nicht einer von diesen aalglatten Kavaliern, die sich in den Spielsälen herumdrücken! Er ist der Neffe des Königs von Schweden, Graf Bernadotte!“

Estelles Mutter läßt das Buch fallen. „Nicht möglich! Und du — weiß er, wer du bist?“

„Ich sagte ihm, ich sei die Tochter eines Geschäftsmannes. Irgendeines Kaufmanns in den Staaten.“

„Sehr klug, mein Kind“, lächelt Mrs. Manville. „Du willst prüfen, ob er dein Herz oder dein Bankkonto gewinnen will. Sehr klug!“

„Richtig“, bemerkt Estelle. „Und darum bitte ich euch, ihn bei diesem Glauben zu lassen, bis er...“ Sie beißt sich auf die Lippen.

„Bis er — was?“ fragt Mrs. Manville. „Bis er euch eröffnet hat, was er mir eröffnete!“

Mrs. Manville springt auf: „Wie, so wie ist seid ihr schon?“

Estelle schweigt.

„Ein aufschlußreiches Schweigen“, äußert Mrs. Manville. „Ich bin erschüttert...“

„Das ging mir ebenso“, wirft die Tochter hin. „Damals auf der Bank...“

Bernadotte fällt aus allen Wolken

Vier Tage nach diesem Gespräch stellt Estelle Manville ein Swedesaal des Hotels den jungen Schweden ihren Eltern vor. Er hatte aus Paris geschrieben, wann er zurückkehre, und seines Hotels erwartet. Seine Augen strahlten, als er sie erblickte. „Ein gu-

tes Omen!“ rief er und drückte ihr warm die Hand. „Jetzt weiß ich, daß ich Glück haben werde!“

„Was haben Sie vor?“ fragte Estelle, obwohl sie die Antwort im Voraus kannte.

„Das werden Sie heute abend erleben! Ich habe mir in Paris alles reiflich überlegt und bitte Sie, mich mit Ihren Eltern bekannt zu machen!“

Edward Henry Manville läßt den Grafen ein, an seinem Tisch Platz zu nehmen. Die Unterhaltung bewegt sich um allgemeine Dinge. Die zarten Klänge eines Tangos schweben durch den großen, von Stimmengewirr erfüllten Saal; riesige Kristall-Kronleuchter tauchen ihn in blendendes Weiß; auf einer blauleuchtenden Glasfläche drehen sich junge Paare im Tanz. Folke Bernadotte saute nach Worten. Der weltgewandte Plauderer überlegt angestrengt, in welcher Form er den Heiratsantrag wiederholen soll, den er Estelle gemacht hat.

„Mrs. Manville, Mr. Manville“, sagt er endlich, „ich muß Ihnen gegenüber mein Herz erleuchten. Sie sollen wissen, daß ich Ihre Tochter liebe.“

Edward Henry Manville reißt die Augen auf, sieht seine Frau an. Diese setzt gelassen das Weinglas an den Mund. Estelle lächelt. „Mir scheint“, meint er, „den beiden Damen sagen Sie damit nichts Neues. Ein Komplott, wie?“

Bernadotte nickt. Er ist froh, daß Manville ihm den Übergang erleichtert. „Ein Komplott der Herzen, Mr. Manville. Angezettelt, ich muß es gestehen, von mir. Ich möchte Ihre Tochter heiraten und bitte Sie um die Ehre, mich in Ihre Familie aufzunehmen.“

Nach Atem ringend, lehnt sich Manville in den Stuhl zurück. „Entschuldigen Sie, Graf, aber es kommt so überraschend, daß ich... Was sagst du dazu, Betty?“ wendet er sich hilfesuchend an seine Frau. „Doch was frage ich! Ich lese die Antwort in deinem Gesicht.“

„Was dir wohl nicht schwerfallen dürfte“, versetzt Betty Manville in ihrer burschikosen Art, „so, und nun schenke neuen Wein ein, Wir wollen auf das glückliche Paar anstoßen!“

Estelle schiebt dem Vater ihre kleine schmale Hand hinüber: „Du bist der beste Papa der Welt! Ich danke dir!“

„Und ich danke Ihnen beiden“, sagt der Schwede, „Ihnen und — dir, Estelle. Ich danke dafür, daß man es mir so leicht gemacht hat. Ich verspreche Ihnen, daß ich Ihre Tochter liebe und ihr alles schenken werde, was das Leben an Schönheit und Freude bietet. Meine Vermögensverhältnisse gestatten es mir, Estelle eine sorglose Zukunft zu bieten.“

„Nun, hundertfünfundzwanzig Millionen Dollar sind auch nicht zu verachten, junger Freund“, schmunzelt Edward Henry Manville.

Bernadotte erstarrt. Er glaubt, sich verhört zu haben. „Was sagten Sie, Mister Manville?“

„Ich meine, hundertfünfundzwanzig Millionen Dollar sind nicht zu verachten“, wiederholt der Amerikaner belustigt.

Dem Schweden schießt das Blut ins Gesicht. Er blickt in das lächelnde Gesicht von Estelle, er schaut hilflos von einem zum anderen. „Treiben Sie einen Scherz mit mir? Estelle, bitte sag mir, was soll das bedeuten? Machst du dich über mich lustig?“

Estelle erhebt drohend den Finger: „Erinnern Sie sich, was Sie mir damals antworteten, Graf, als Sie mich überumpelten? Mit solchen Dingen pflege ich keinen Scherz zu treiben.“

Manville lacht dröhnend. Er weidet sich an der Verlegenheit des zukünftigen Schwiegersohns. „Der Graf ist tatsächlich ganz ahnungslos“, bemerkt seine Frau. „Trinken wir auf die großartig geglückte Überraschung!“

Bernadotte erhebt verwirrt das Glas, verschüttet den Wein. Er ist aus allen Wolken gefallen. „Ja, mit wem habe ich denn die Ehre?“ fragt er.

(Fortsetzung folgt)

Kranke Zellen unter Beschuß

Die Krebspistole

Eine Reihe von Krankheiten ist dank der Fortschritte der Medizin im Begriff auszusterben. Für die Tuberkulose sagte der Nobelpreisträger Prof. Dr. Gerhard Domagk voraus, daß sie in den nächsten zehn Jahren ausgerottet sein dürfte.

Im Gegensatz hierzu gleicht der Krebs noch immer einer schwer einnehmbaren Festung. Immer neue Waffen schmiedet die Heilkunde, um auch diesen Gegner zu besiegen. Aber solange die Ursachen dieser Krankheit nicht restlos geklärt sind, wird sie sich mit Teilerfolgen begnügen müssen, von denen einige sehr befriedigend sind. Chirurgie und Strahlenbehandlung kreisen den Krebs mehr und mehr ein ...

Die Strahlenbehandlung ist jetzt um eine verheißungsvolle Neuerung be-



Den Finger am Abzug der Krebspistole hat Dr. Warren Sinclair, einer der Erfinder dieser Waffe gegen Krebs. Die Pistole wird mit kleinsten Goldkugeln, die künstlich radioaktiviert worden sind, geladen, ihr „Laut“ ins kranke Gewebe eingeführt. Dann folgt der eigentliche „Beschuß“.

reichert; sie bedient sich der Radioaktivität in neuer Anwendungsform. Britische Ärzte haben die sogenannte „Krebspistole“ erfunden, ein Instrument, mittels dessen man winzig kleine Kügelchen aus radioaktivierten Substanzen, u. a. Gold, unmittelbar in die bösartigen Geschwülste „hineinschießen“ kann. Die radioaktive Strahlung vernichtet die Krebszellen. Der Vorzug des Verfahrens, das am Anderson-Hospital in Houston schon angewendet wird, gegenüber der Röntgenbestrahlung liegt darin, daß man die krebsvernichtende Strahlung auch in schwer zugängliche Geschwülste unmittelbar einführen kann, ohne daß sie gesundes Gewebe in Mitleidenschaft zieht.



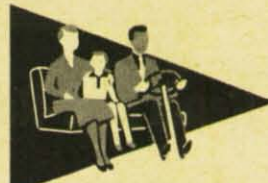
Nach jeder Benutzung des Geräts wird mit Hilfe von Strahlen genau kontrolliert, ob keine Kugel zurückgeblieben ist. Eine jede entspricht einer bestimmten Strahlendosis. Eine zurückgebliebene Kugel würde die Gesamtdosis übersteigern.



Die neue Waffe gegen den Krebs im Einsatz. Alles ist für die Operation vorbereitet, bei der die schmale Röhre in den Körper der narkotisierten Kranken eingeführt wird, bis die Spitze in der Geschwulst sitzt. Dann wird die erforderliche Anzahl Kügelchen durch kräftigen Druck an die Stelle geschossen, die sie beeinflussen sollen. Wenn alle Kügelchen verteilt in der Geschwulst sitzen, beginnen sie, ihre heilsame krebsvernichtende Wirkung zu tun.

Freude haben - Kosten sparen

BMW *Isetta* fahren!



... innen groß
Auf breiter Polsterbank Platz für 2 Erwachsene und 1 Kind.
Reichlich Raum auch für Gepäck.



... außen klein
Parkt auf etwa 1/2 Autofläche.
Bequemer Ein- und Ausstieg durch Fronttür.



... fahrsicher
weil auf 4 Rädern,
mit starkem Stahlrohrfahrgerüst.
Tür schließt lautlos zuverlässig.



... allseitig geschlossen
daher wetterfest,
doch mit Sonnendach und Ausblick nach allen Seiten - wie im Auto.



... praktisch
für jedermann, jeden Beruf,
jeden Weg, jedes Wetter.
Steuerermäßigung für den Arbeitsweg.



... kraftvoll, robust
wie sein berühmter 250 ccm BMW Motor.
Höchstgeschwindigkeit 85 km/st.
Steigvermögen 30%.



... wirtschaftlich
Jährliche Steuer DM 44.-
(weniger als ein Großstadt-Dackel!)
Normverbrauch 3,3 Liter/100 km.



Preis DM **2750.-** ab Werk

Bequeme Teilzahlung

Was das Auto wenigen gewährt,
erfüllt das Motocoupé BMW Isetta
allen - beruflich und privat.



Isetta

BAYERISCHE MOTOREN WERKE AG MÜNCHEN

„Für die Flugplatzleitung und andere Neugierige fliegen wir selbstverständlich nach Kapstadt. Holen Sie jetzt Ihre Sachen und begleichen Sie die Rechnungen. Ich warte hier!“

★

Eine Viertelstunde später schritten sie über das Rollfeld auf die startbereite Maschine zu. Es war eines jener gerade auf Langstreckenflügen so großartig bewährten sechsmotorigen Flugzeuge, die auch heute noch als nicht veraltet galten. Hier lernten sie jetzt die weiteren Teilnehmer an der Expedition kennen, vier Mann fliegendes Personal und fünf Leute aus Leuwenhouts unmittelbarer Gefolgschaft, die ihnen mit mäßiger Neugier entgegen sahen. Die einzelnen Namen wurden genannt und fast sofort wieder vergessen. Nur den des Chefpiloten, eines Deutschen, der als Mr. Walter vorgestellt wurde, hatte Mabel Morena behalten, weil der Mann in seiner höflichen Korrektheit von allen den besten Eindruck auf sie machte. Dann bestieg einer nach dem andern die Maschine.

Obleich das Ankommen und Abfliegen von Flugzeugen, sogar von Stratosphärenmaschinen der neuesten Bauart, selbst für das weltferne Ushuaia keine Sensation mehr war, hatte sich doch eine große Anzahl müßiger Gaffer eingefunden. Es herrschte hier nun einmal die naive Geisteshaltung eines verschlafenen Provinzstädtchens, die seine geruhsamen Bewohner antreibt, das täglich einmalige Ereignis des zwei Minuten lang haltenden Schnellzuges zu genießen. Besonders der Lokalreporter des bescheidenen Wochenblättchens ließ es sich nicht nehmen, anregende Notizen für einen Artikel zu sammeln. Und bereitwillig wurde er mit der längst bekannten Meldung versehen, daß man es mit wildbegeisterten Sportlern zu tun habe, die den hier genossenen Eishauch des nahen Südpolgebietes durch einen Sprung in die Sonne Afrikas auftauen wollten. Namentlich Leuwenhout sparte nicht mit ironischen Übertreibungen, von denen er annahm, daß sie dem höflich-freundlichen Lokalreporter, einem Argentinier, nicht auffielen. Was aber wiederum Leuwenhout nicht auffiel, war die Tatsache, daß der Mann sich schließlich mit einer hochmodernen superlichtstarken Kamera hinter den Zuschauerreihen verkroch und sämtliche Teilnehmer an der „Sportexpedition“ gewissenhaft aufnahm.

Schließlich ging der Start glatt vonstatten. Die 6000 PS der Motoren zogen brüllend das Flugzeug an, hoben es nach kurzem Lauf vom Rollfeld und tauchten es schnell in die zersissenen Regenwolken. Der geheimnisvolle Flug hatte begonnen!

Zuerst wandten die beiden Piloten die Maschine seewärts. Solange es eine Möglichkeit für die Leute von Ushuaia gab, den Flug mit den Augen zu verfolgen, sollte der Anschein gewahrt bleiben, daß die Aussagen über das Flugziel stimmten. Aber schon nach einer Viertelstunde drehte man südwärts und flog Antarktika, das südpolare Festland, an.

So geheimnisvoll und sagenhaft wie sein Name klingt, war dieses Festland bis zur Stunde geblieben. Was wußte man in Wirklichkeit von diesem öden eisbedeckten Hochland, das sich — größer als Europa — rings um den Südpol aus den schaurigen Wassern der Antarktis mit riesenhaften Ebenen und Hochgebirgen aufstellte? Seit den fernen Tagen von Scott und Amundsen, Filchner und Byrd hatten sich nicht mehr als einige verwehte Schlittenspuren der Unberührbarkeit dieser fast unirdischen Öden aufgedrängt. Einige bewohnte Eishöhlen am Rande, zwei verlorene Wetterstationen in felsigen Mulden, wenige Walfanghäfen waren alles, was die Unersättlichkeit der abendländischen Menschheit dem Riesenland abzutrotzen vermocht hatte. Und auch hier herrschte die Lethargie der Erstarrung in jener vom März bis September dauernden Nacht

des Polargebietes, in der die Sonne nicht mehr den Horizont überschritt. Die ungeheure Kälte von mehr als 60 Grad sowie die furchtbaren Stürme waren ein größeres Hindernis für jeden Wagemut und Unternehmungsgeist als waffenstarrende Heere.

Auf diese Eishölle jagte die Maschine nun los. Schnell war das seit alters her berühmte Kap Horn überflogen, und die ersten, hochragenden Klippen des schmalen, sehr wenig bekannten Grahamaandes tauchten aus den sturmgepeitschten Fluten unter ihnen auf.

Es war in der geräumigen Maschine verhältnismäßig gemütlich. Die gut funktionierende Heizung sorgte dafür, daß die draußen herrschende Eisluft nicht auf den Innenraum übergriff. Die pelzgefütterten Lederjacken waren daher mehr Staffage als zweckgerechte Kleidung. Die weitgehend schalldichten Wände dämpften das Dröhnen der Motoren, so daß man sich gut zu unterhalten vermochte.

Trotzdem kam keine flotte Unterhaltung zustande. Man war zwar aus den Regenwolken, die das längst hinter ihnen liegende Feuerland überstürmt hatten, heraus, aber vor ihnen, in der Flugrichtung, lagen weitere düstere Wolkenbänke. Die Sonne stand bereits ganz tief am Himmel und würde bald völlig verschwinden, da man ja in die beginnende Polarnacht hinein flog. Unter ihnen wogte ein unbekanntes, erbarmungsloses Meer, in dem sich die ersten treibenden Eisberge zeigten. Wehe ihnen, wenn hier die Maschine versagte!

Tex Leuwenhout mochte, genauso wie jeder andere, das Niederdrückende dieser Stimmung empfinden. Er drückte seine Zigarette aus, die er bisher geraucht hatte, blickte eine Weile auf das düstere Bild ihres Flugzieles, wandte sich dann an alle und fragte mit herausfordernder Ironie: „Na, Boys, hat jemand Angst?“

Erwartungsgemäß antwortete ihm ein rauhes, übertrieben sorgloses Gelächter seiner fünf Leute. Er streichelte in verlegener Sinnlosigkeit eine im Futteral gehaltene Maschinenpistole, die festgekeilt hinter ihm an der Wand hing, und sagte: „Angst? Wir? Bei unserer Stärke?“

Wieder lachten alle. Nur die Reporter ließen sich von der krampfhaften

Lustigkeit nicht anstecken. Warum auch? Was gab es hier zu lachen?

Mabel Morena war es schon beim Anbordgehen aufgefallen, daß Leuwenhouts Leute schwer bewaffnet waren. Das Innere der Maschine glich einem Waffenarsenal. Warum? Eine direkte Frage nach diesem Umstand, die sie Leuwenhout stellte, hatte dieser mit ironischem „Nicht soviel fragen, Mädchen!“ zu beantworten abgelehnt. Vielleicht gelang es ihr, bei geschickterem Vorgehen einen der Leute zu einer unvorsichtigen Bemerkung zu verleiten.

Deshalb spöttelte sie jetzt bewußt zu dem Prahler hinüber: „Wenn wir hier heruntergehen müßten, dürfte Ihnen auch die Bewaffnung nichts helfen. Oder wollen Sie noch auf Seejungfrauen schießen, ehe Sie ertrinken?“

Entweder war der Mann nicht schlagfertig genug oder zu gut dressiert. Jedenfalls schwieg er und begnügte sich damit, ihr einen überlegenen, vieldeutigen Blick zuzuwerfen. Statt seiner antwortete Leuwenhout, der die hübsche Frau mit behaglichem Wohlwollen betrachtete.

„So können Sie meine Leute nicht aufs Glatteis locken, Fräulein Morena. Ob die Waffen für uns von Wert sind oder nicht, überlassen Sie getrost uns. Warten Sie lieber auf den berühmten dritten Teelöffel, den Ihnen der gute Onkel Doktor Leuwenhout zur rechten Zeit einflößen wird!“

Damit wandte er sich ab.

Das war ja nun eine unangenehm verdächtige Bemerkung. Was ging hier vor? Mabel Morena begann sich immer unbehaglicher zu fühlen. Ihr weiblicher Instinkt regte sich wie eine Warnung. Der Auftrag, den sie hier zu erfüllen hatte und den Pitkins in Chicago keineswegs mit einer Sonderprämie bedachte, war in seinem überraschenden Inhalt zu unsympathisch, um mehr zu bewirken, als sie ein wenig zu erregen.

Aber die zweite Rolle, die ihr in diesem Auftrag zugeteilt war, begann sie zu bedrücken und zu verwirren. Der Chef hatte von ihr verlangt, daß sie den Reporter von der Konkurrenzzeitung abhängige. Er hatte ihr nur freigestellt, wie sie das bewerkstelligen würde. Ihm war es gleich, ob sie sein Material vernichtete, ehe er es auswerten konnte, oder ob sie Norman

vergiftete, um ihn außer Gefecht zu setzen. Hauptsache, sie erreichte, daß Pitkins' Zeitung in Chicago als einzige der Welt den interessanten Bericht bekam.

Mabel hatte zuerst so etwas wie Freude an einem Sport empfunden, als sie sich vornahm, Norman zu überlisten. Aber diese Freude war einer Beklemmung gewichen, seit sie Norman kannte. Zum ersten Male war ihr ein Mann begegnet, der sie zu mehr als zum Flirten reizte.

Dieser Reporter mit dem jugendhaften Äußeren und dem sauberen Charakter hatte in ihr eine tiefe Sympathie erweckt. Seine Zurückhaltung, die nur ahnen ließ, daß seine Gedanken sie umkreisten, erhöhte ihr Interesse an ihm. Wer weiß — ob diese Fahrt ihr nicht mehr eintrug als den Ruhm, eine unvergleichliche Reporterin zu sein?

Mabel rief sich selbst zur Ordnung — sie war mit einem festen Auftrag weggeschickt worden, und der hieß bestimmt nicht, sich in einen jungen Mann hoffnungslos zu verlieben. Ihr Verstand hatte einen Auftrag bekommen, nicht ihr Herz.

Die Leute um jenen Tex Leuwenhout waren ihr zu soldatisch rau und primitiv, um an ihrer Gesellschaft Geschmack zu finden. Leuwenhout selbst war zu zynisch und verschlagen. Das Gebiet, das sie überflogen, galt als Äußerstes an Feindseligkeit, was der Erdball herzugeben vermochte. Welcher Teufel hatte sie nur geritten, als sie diesen Auftrag annahm! Sie fühlte sich einsam und fast ein wenig traurig.

Um sich abzulenken, nahm sie ihre automatische Filmkamera zur Hand und ging nach vorn in den Pilotenstand. Sie zwängte sich am Funker und Bordmechaniker vorbei in die große Glaskuppel hinein und hockte sich neben den beiden Piloten nieder. Von hier aus hatte sie einen großartigen Blick über die vor ihnen liegende, schier endlose Weite. Fern am Horizont stellten sich mächtige Bergmassen hoch. Über einem schlanken Kegel quollen dunkle Rauchmassen in den Himmel, die periodisch von hellem Feuerschein durchleuchtet wurden.

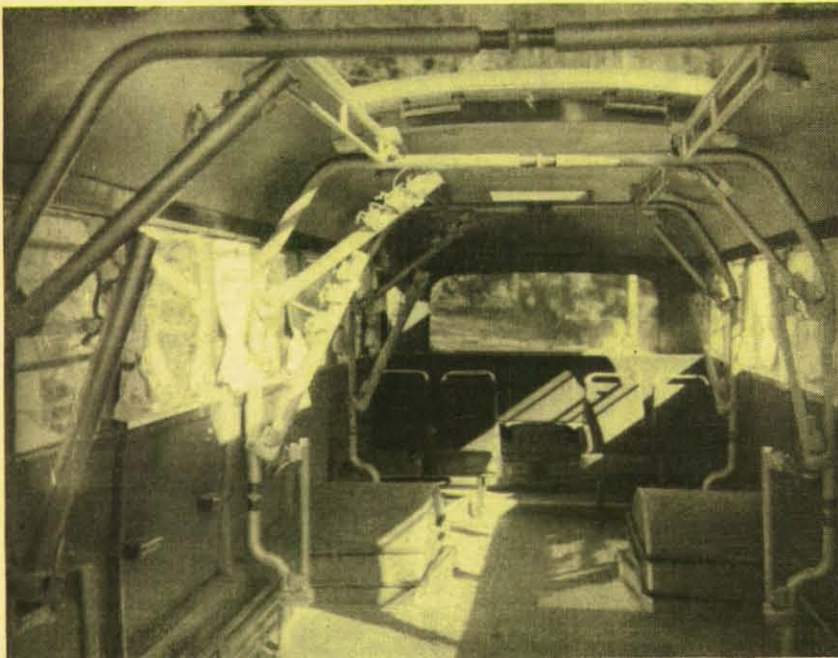
„Ein Vulkan!“ rief ihr der Chefpilot Walter kurz zu.

Mabel Morena nickte freundlich lächelnd, richtete ihre Kamera auf das kleine Naturwunder und ließ den Apparat abschnurren. Fortsetzung Seite 14



In erregter Unterhaltung sitzen Mabel Morena, Douglas Norman und Tex Leuwenhout beisammen. Jetzt erst, aus den Andeutungen, die Tex Leuwenhout macht, wird ihnen klar, daß sie sich in ein gefährliches Abenteuer eingelassen haben, als sie sich der Expedition als Reporter anschlossen. Und Douglas geht auf, daß ihn vielleicht auf dem Flug auch das große Abenteuer seines Herzens erwartet.

Schweden baut vor



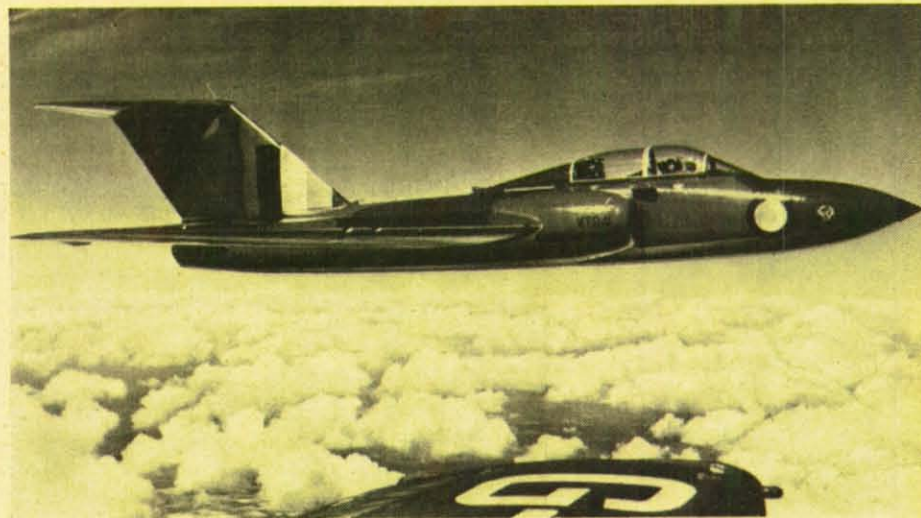
Eine nützliche Idee hatte ein schwedischer Ingenieur in Stockholm. Er erfand ein einfaches Gestänge, mit dem man jeden gewöhnlichen Omnibus in wenigen Minuten in einen Krankentransportwagen umwandeln kann. Die Gestänge lagern in Magazinen. Im Katastrophenfall werden sie blitzschnell in die städtischen Autobusse eingebaut.



Hellerinnen der schwedischen Zivilverteidigung erproben bei einer Einsatzübung die sinnreiche Konstruktion der einfachen Gestänge auf ihren Nutzen. „Glänzende Idee“, sagen sie. Wegen der vielseitigen Verstellbarkeit sind die Metallgestelle für jedes Fahrzeug zu gebrauchen. Ein paar Handgriffe: und der Krankenwagen ist fertig.



Bequem und ohne Erschütterungen fahren die Verletzten einer Explosion, eines Brandes oder einer Überschwemmung in die Hospitäler. Deshalb griffen die schwedischen Behörden die Idee des Ingenieurs mit Freuden an. Der kluge Mann baut vor, dachten sie und gewannen dadurch ein Einsatzgerät: das wenig kostet und sofort verwendbar ist.



Der Welt bestes Düsenflugzeug, die Javelin T. 3, wurde in Farnborough zum erstenmal der Weltöffentlichkeit gezeigt. Vor den staunenden Augen von mehreren hunderttausend Zuschauern schoß diese vollendet geformte Maschine in die Wolken. Neu an ihr sind die überhöhten Ruder sowie ein gekoppeltes Doppelperiskop an den beiden Seiten ihrer Kanzel.



Auf dem Airforce-Flugplatz Farnborough in der englischen Grafschaft Hampshire landen alljährlich im September die Flugzeuge aus aller Welt. Dort fand auch in diesem Jahr anlässlich des Kongresses der britischen Flugzeugkonstruktoren die bedeutendste Luftfahrtschau der Welt statt. Experten aus 122 Ländern waren da, erstmals auch die Russen.



„Flugzeug mit Schmachtschnauze“, so nennen die Besucher der großen Schau in Farnborough die Fairey Delta Wing P-2. Ihr Pilot kann den gesamten Vorderteil seiner Maschine auf- oder abwärts bewegen. Damit gewinnt er ein besseres Blickfeld auf seine Flugstrecke. Das ist aber auch nötig. Die „Schmachtschnauze“ gilt als das schnellste aller Kampfflugzeuge.



Ohne Zwischenlandung fliegt diese verbesserte Bristol Britannia 301 mit 90 Passagieren von London nach New York. Die Reichweite dieses modernsten Reiseflugzeuges ist erstaunlich. Seine Bequemlichkeit ebenso bewundert. Die Zeit des Kolbenmotors ist wohl vorbei. Er wird von Turbinen-Propellern wie bei dieser Maschine abgelöst.

Die Schallmauer durfte in Farnborough nicht durchbrochen werden. „Der Knall weckt die Babys im Mittagsschlaf“, sagte der englische Versorgungsminister. Trotzdem wurden bei dieser alljährlich im September stattfindenden großen Luftfahrtschau genug Sensationen geboten.

FARNBOROUGH...

Die Zukunft liegt hinter der Schallmauer



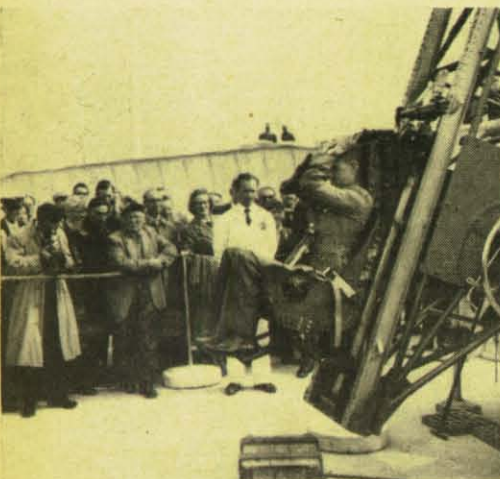
Mister Robert Teckel stellt in Farnborough die neueste Konstruktion der Havilland-Werke vor. Der Abnahmeingenieur erklärt Flugzeugexperten und Reportern die Einzelheiten der Gyron-Turbo-Düse. „In ein paar Jahren werden wir in drei Stunden von Europa nach Amerika fliegen“, sagt er, „die Zukunft ist hinter der Schallmauer.“



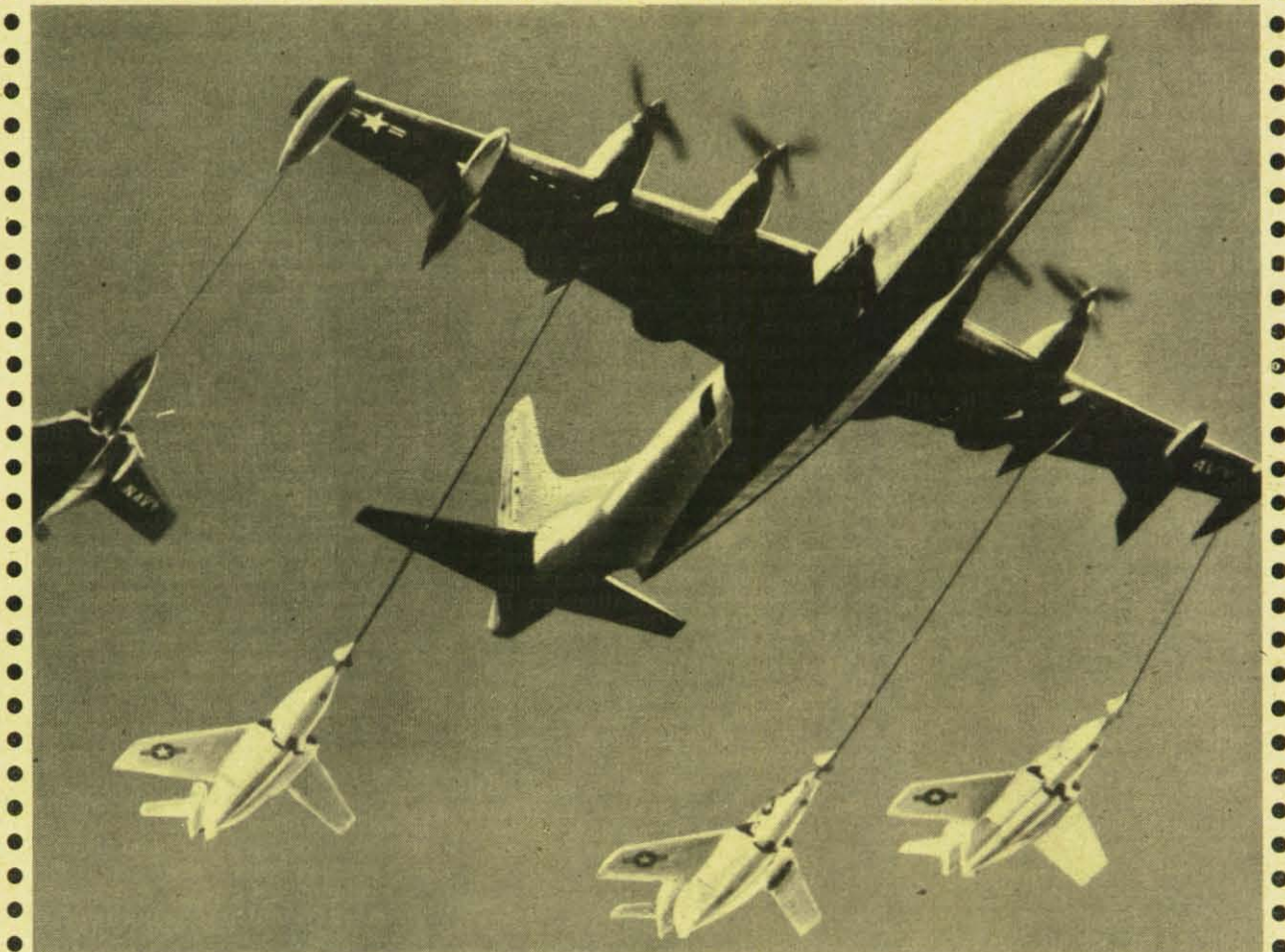
Die Sensation der Sensationen war in Farnborough der Flug des russischen Generalleutnants A. Blagovschensky im neuesten englischen Hawker-Jagdweitzer. Blagovschensky ist Chefpilot der sowjetischen Luftwaffe. Mister Bill Bedford, der Chefpilot der Hawker-Werke (rechts), weihte den Offizier damit in ein bisher streng gehütetes militärisches Geheimnis ein. Bedford sagt: „Der Russe versteht sein Handwerk. Er ist ein ungemein kundiger Flieger. Wir haben uns trotz verschiedener Sprachen glatt verständigt.“



Harmlos sehen die Raketen aus, die der Elektriker Tony Cooper in Farnborough unter die Flügel des Hunter Mark VI-Jägers klemmte. Im Ernstfall aber sind sie es nicht. Sie treffen sicher und automatisch ins Ziel. „Im Luftkampf reiten sie auf einem Funkstrahl der gegnerischen Maschine entgegen“, sagen die Fachleute den Laien.



Alle warten auf den Knall. Gespannt, ein wenig ängstlich, mit Nervenkitzel betrachten die Zuschauer in Farnborough die geheimnisvolle Apparatur. Sie ist der Schleudersitz eines modernen Düsenjägers. Der englische Luftwaffenleutnant Ontario führt vor, wie man im Notfall per Druckknopf aus seiner Maschine „aussteigen“ kann.



Eine Massenütterung in der Luft veranstaltete ein amerikanisches Marineflugzeug über den San Diego in Kalifornien, während in Farnborough in England die schnellsten und wendigsten Jäger der Welt vor den illustren Gästen aus aller Welt operierten. Weniger Zeit als ein Start in England dauerte das Tanken in Amerika. Nämlich nur fünf Minuten. Danach lösten sich die Jäger von ihrem „Mutterschiff“ und gingen mit neuer Kraft versehen wieder selbständig auf die Reise. Vor ein paar Jahren hätte man das nicht für möglich gehalten. Das Tempo der Fortschritte ist geradezu unheimlich geworden.

DER TAG NULL

(Fortsetzung von Seite 11)

„Kennen Sie eigentlich unser genaues Ziel?“ fragte sie den Chefpiloten, ohne die Kamera vom Auge zu nehmen.

„Nein, Fräulein Morena!“ antwortete Walter. „Ich weiß nur, daß wir in ziemlich gerader Linie über den Südpol hinausfliegen wollen, um dann einige hundert Kilometer dahinter wieder kehrtzumachen!“

„Sie wissen natürlich von den Bombenwürfen?“

„Selbstverständlich. Probeabwürfe geheimnisvoller Dunkelmänner. Schwer verboten Sache. Aber die Zeiten sind schlecht. Was soll man machen?“

Mabel verstand ihn nur zu gut. In den Wirren der Katastrophen hatte er nicht gelernt als Fliegen. Es ging vielen so.

„Glauben Sie an Gefahr?“ fragte sie nach einem Weichen, währenddessen ihr Apparat unaufhörlich die einzigartigen Bilder dieser weltfernen Landschaft einfiel.

„Nein, bestimmt nicht!“ versicherte der Chefpilot. „Wir haben übergenug Spirit an Bord, und die Motoren arbeiten großartig. Was soll da schon passieren?“

„Desto besser!“ sagte Mabel scheinbar erleichtert und unterließ es, dem sympathischen Flieger von ihrer dummen Ahnung zu kommen, daß hier etwas schiefgehen könnte. Wahrscheinlich war es auch nur die zunehmende, tiefe Finsternis, die immer mehr begann, sie zu bedrücken. Schnee-grauer Boden tauchte unter ihnen auf. Es mußte bereits Antarktika, das große Festland des Südpols, sein, über dem die Maschine mit 600 Stundenkilometer Geschwindigkeit dahinstürmte.

Eben wollte sie aufstehen, um nach hinten zu gehen, als wüdes Geschrei und die Geräusche wilden Tumultes sie zu beschleunigtem Umdrehen zwangen.

Man hatte in dem hinteren großen Kabinenraum inzwischen Licht gemacht, so daß jede Kleinigkeit in Helle getaucht war. Sie konnte nicht sofort erkennen, was geschah; aber zwei Männer Leuwenhouts rollten auf dem Boden herum und versuchten, eine sich windende Gestalt festzuhalten, die sich mit aller Kraft gegen die Überwältigung wehrte. Leuwenhout selbst stand daneben und schrie Befehle.

„Was ist denn los?“ rief nun Mabel Morena ihrerseits in unbestimmtem Erschrecken und tastete sich in der schlingenden Maschine nach hinten.

Leuwenhout drehte sich ihr zu und sagte wütend: „Da — sehen Sie denn nicht? Wir haben einen blinden Passagier an Bord. Der Lausejunge hat sich hinter den Proviantstücken versteckt gehalten!“

Jetzt hatten die beiden Männer den blinden Passagier gebändigt. Sie stellten ihn aufrecht hin und ließen ihn los. Zu ihrem maßlosen Erstaunen sah Mabel einen schmutzigen, verwahrloht aussehenden, rothaarigen Jungen von ungefähr 13 Jahren. Vor Schreck und Aufrührung war er ganz blaß, so daß seine zahlreichen Sommersprossen überdeutlich hervortraten.

„Wer bist du? Wo kommst du her? Wie kommst du an Bord?“ brüllte Leuwenhout gleich drei Fragen auf einmal.

„Antwort!“ schrie er dann, als der Junge verwirrt schwieg, und schlug ihm eine Ohrfeige, daß er mit dem Kopf gegen eine Seitenwand flog und halb betäubt auf dem Boden liegenblieb.

Das regte Norman auf, der sich bisher schweigsam zurückgehalten hatte. „War das nötig?“ fragte er scharf.

Aber Leuwenhout ließ sich nicht hineinreden. „Was nötig ist oder nicht, das bestimmen ich. Ich bin hier der Kapitän, verdammt noch mal. Wir sind doch keine Kleinkinderbewahranstalt. Was sollen wir mit diesem halben Säugling am Südpol?“

Genaugenommen hatte er recht. Deshalb schwieg Norman auch sofort

wieder. Zumal Mabel Morena sich längst zu dem Jungen niedergebeugt hatte, seinen Kopf in den Schoß nahm und ihm begütigend zusprach.

Der Junge erholte sich auch schnell von dem Schlag. Er blitzte Tex Leuwenhout wütend an und sagte: „Fünf Jahre später arften Sie das nicht mehr wagen, Herr. Dann würde ich es Ihnen schon zeigen — von wegen halber Säugling!“

Damit reckte er seine magere, sichtlich ausgehungerte Figur prahlerisch hoch.

Brüllendes Gelächter der Männer antwortete ihm. Nur Mabel Morena nahm ihn ernst und fragte ihn nun dasselbe, was Leuwenhout schon hatte wissen wollen.

Und sehr schnell wußte sie das wenige aus dem kleinen Leben ihres jüngsten Expeditionsmitgliedes.

Name: Bob Miller. Vater wahrscheinlich bei der Kometenkatastrophe umgekommen. Als kleines Kind endloses Flüchten durch ihm nicht mehr erinnerliche Gebiete. Dann Aufnahme in einem Waisenhaus zu Detroit, wo er vor drei Monaten ausgerissen war. Abenteuerliche Pilgerfahrt durch Südamerika bis nach Ushuaia. Immer abwechselnd mit Schiff, Eisenbahn, Auto und zu Fuß. In Ushuaia reizte ihn dann die schlecht beschaffte, sechsmotorige Maschine, die so sehr nach lockender Ferne und guter Ernährung aussah. Nun ja — und so war er eben hier!

„Ja, nun bist du eben hier!“ wiederholte Leuwenhout, der begierig gelauscht hatte, die letzten Worte des Jungen. „Und jetzt machen wir kurzen Prozeß, öffnen die Ladeluke und setzen dich ohne Fallschirm über dem Südpol ab. Da kannst du dann die Pinguine von uns grüßen, falls du heil ankommst!“

„Das tun Sie doch nicht!“ grinst Bob Miller freimütig, ohne diese Drohung ernst zu nehmen.

Leuwenhout erwiderte denn auch nichts. Er brumte nur einen Fluch, winkte nichtssagend mit der Hand und drehte sich seinen Leuten zu. Offenbar beruhigte die Jugendlichkeit des kleinen Bob seine Angst vor dem Eindringen von Spionen. Trotzdem gelang es Norman, einen Blick aufzufangen, den Leuwenhout mit anderen wechselte und der nichts von Humor und Einsicht verriet. Er fühlte sich merkwürdig erschauern und zweifelte nicht eine Sekunde daran, daß nur er selbst und Mabel Morena die Leute davon abhielten, eine unmenschliche Handlung zu begehen.

Norman war ein logischer Denker. So versuchte er auch sofort, sich Rechenschaft darüber abzulegen, warum er Leuwenhout eine so schurkische Handlung ohne weiteres zutraute. Die Männer waren wahrscheinlich durch Krieg und Katastrophe zu abgebrühten Abenteurern geworden. Diese Männer waren Marodeure, Soldaten auf eigene Faust, bezahlte Gangster irgendwelcher großwahnsinniger Dunkelmänner, die auf dem sumpfigen Boden der internationalen Kontrolllosigkeit wie Giftpilze aus dem Boden schossen!

Und wenn das stimmte, was hatten sie mit diesem Auftrag zu tun? Ging es hier wirklich nur um einen Versuch, um ein Experiment? Oder um ein Verbrechen?

Aber gegen wen sollte denn hier ein Verbrechen geplant sein? Auf Tausende von Kilometern im Umkreis gab es bestimmt keine zwanzig Menschen. Und wenn, dann nur ein paar Walfischfänger oder Meteorologen am Rande der Eiswüste. Und solchen konnte doch dieser kostspielige Flug nicht gelten, ein Flug, dessen Ausgang sogar dem gewaltigen Zeitungsmyer am Herzen lag. Was für sonderbare Gedanken doch die menschenleere Ode der antarktischen Eiswelt eingab!

Damit beruhigte er sich, sagte gar nichts und überließ seiner Kollegin den Jungen, der von ihr erst einmal satt gemacht wurde.

Der Flug wurde jetzt immer unheimlicher. Die Sonne war längst unter dem Horizont verschwunden, und die Polarnacht senkte ihre eisigen Schatten über das Land unter ihnen, dessen ewige Schneedecke fahl durch die trübe Dämmerung heraufblinkte.

So weit man sehen konnte, gab es nichts als Eis, Schnee, sturmzerfetzte Wolken und zunehmende Finsternis.

Die Maschine flog in einer Höhe von 2000 Metern. Bei allen Insassen machte sich eine steigende Spannung bemerkbar. Alle wurden schweigsamer. Der Zwischenfall mit dem Jungen schien vergessen zu sein. Jedenfalls nahm keiner mehr Notiz von ihm. Tex Leuwenhout ließ die Führerstand Platz genommen und rechnete gemeinsam mit dem Chefpiloten den Standort des Flugzeugs aus. Sie stellten schnell fest, daß es zur Zeit in einer Entfernung von 300 Kilometern östlich vom Südpol schwebte. Das mußte die gewünschte Richtung sein, denn Leuwenhout zeigte sich sehr befriedigt.

Wie schon einige Male tauchte wieder vor ihnen einer der zahlreichen, recht hohen Gebirgszüge dieser unbekannt Welt auf. Die Maschine stieg und wurde geschickt über die zackigen Grate und eisigen Gipfel hinweggeschoben. Dann dehnte sich abermals ein Eisfeld vor den forschenden Augen der Männer.

Plötzlich erregte eine Erscheinung fern am Horizont ihre besondere Aufmerksamkeit. Es war, als ob ein heller, rosiger leuchtender Fleck am Himmel stünde.

„Ein riesiger Vulkan oder Südlicher!“ meinte der Chefpilot.

Aber Leuwenhout schüttelte den Kopf. „Weder — noch!“ sagte er mit Betonung. „Aber es dürfte unser Ziel sein. Also Kurs gerade darauf zu!“ Dann erhob er sich und brüllte erregt nach hinten: „Fertig machen, Boys! Es ist soweit!“

Im Nu wurde es im Innern der Maschine lebendig. Ansehend wußte jeder der Leute Leuwenhouts, was er zu tun hatte. Sie eilten in die hinteren Kammern der Maschine und schlepten vier Gegenstände, die bisher sorgfältig zugedeckt und eingewickelt wie harmloses Gepäck dagestanden hatten, zur Ladeluke. Die rätselhaften Pakete wurden schnell ihrer Hüllen beraubt und entpuppten sich als harmlos aussehende Stahlkörper von ungefähr einem halben Meter Durchmesser.

„Die Dinger sehen sehr bescheiden aus, nicht wahr?“ grinst Leuwenhout zu den beiden Reportern hinüber, die sich kurz vor dem Endziel des Fluges fühlten und ihre Kameras schußfertig machten. „Genau so, wie sich früher zumal pleite-Mäxchen eine Bombe vorzustellen pflegte. Dabei ist es das Modernste, was auf diesem Gebiet heraus ist. Die Sprengwirkung ist ungeheuer. Diese vier zusammen dürften in ihrer Zerstörungswirkung einer Atombombe nicht nachstehen!“

„Wie wollen Sie denn die Wirkung kontrollieren?“ fragte Norman sehr richtig. „Unter uns ist glatter Eisboden. Meinen Sie, daß unsere Aufnahmen aus dieser Höhe genügen werden?“

„Natürlich nicht!“ gab Leuwenhout jetzt zu. „Wir werden später landen. Und dann können Sie sehen — was ich Ihnen bisher verschweigen mußte —, daß wir das größte Verbrechertum des Erdballs in wenigen Sekunden vernichtet haben! So, das war der letzte Teelöffel!“

Er warf noch einen höhnisch triumphierenden Blick auf die deutlich erschreckenden Reporter und wandte sich dann an seine Leute.

„Achtung auf mein Kommando! Wenn ich ‚Fertig!‘ rufe, müssen die Luken aufgemacht werden, und bei ‚Los!‘ fliegt das Zeug herunter! Verstanden?“

„Jawohl, Boß!“ bekam er unbedenklich zur Antwort. Dann ging er zurück in den Pilotenstand.

Mabel Morena und Douglas Nor-

man blickten einander peinlich überrascht an. Auch der Junge hatte sich zu ihnen gesellt und fühlte sich von der gleichen Erregung befallen, die seine Beschützer bewegte.

„Haben Sie eine Ahnung davon gehabt?“ fragte Mabel leise.

„Nein, gar keine!“ antwortete Norman kurz.

„Vielleicht handeln sie im Polizeiauftrag!“

„Schon möglich, aber davon hätte man uns rechtzeitig verständigen müssen. So scheint es mir, daß wir in eine sehr üble Angelegenheit hineingeraten sind!“

„Was können wir tun?“

„Nichts als filmen. Vielleicht bringen wir Dokumente mit nach Hause, die noch einmal von großem Wert sind!“

Damit hob Norman seine Kamera an das Auge und peilte durch eines der Fenster die Flugrichtung an. Heimlich aber tastete er nach seiner linken Brustseite, an der er an einem über die Schulter gelegten Riemen unter der Jacke seinen gut eingeschossenen Browning verbarg.

Und jetzt begannen die Ereignisse sich zu überstürzen. Das dahinjagende Flugzeug hatte sich dem leuchtenden Fleck so weit genähert, daß Einzelheiten erkennbar wurden. Es stand für alle fest, daß dort hinten eine ungeheure Nebelwand aus der eisigen Erde in den Himmel ragte. Wie hoch sie war und welchen Umfang sie hatte, war nicht auszumachen, da die tiefe Dämmerung der Nacht sich mit ihren Grenzen vermischte. Im Innern und nach dem Erdboden zu leuchtete ein heller, rosiger Schein der Leuchte der Wasserdampfschwaden. Es sah aus, als ob irgendwo im Zentrum ein riesiges Feuer brannte.

„Wir müssen in den Nebel hinein und über die Feuerstelle hinwegfliegen!“ gab Leuwenhout dem Chefpiloten seine Weisung. Beide Piloten versuchten daraufhin, die Maschine höherzuziehen.

Da geschah etwas ganz Unvorhergesehenes, Erschreckendes. Die Motoren setzten aus! Und zwar alle auf einmal! Wie abgeschaltet!

„Mann, sind Sie wahnsinnig?“ schrie Leuwenhout nach der ersten Schrecksekunde den Piloten Walter an.

„Aber ich mache doch nichts!“ rief Walter verblüfft zurück. Dann brüllte er: „Mechaniker!“

Der geistesgegenwärtige Bordmechaniker war schon längst auf das Schaltbrett zugestürzt, riß an den Hebeln, prüfte die Leitungen. Die Piloten nahmen Gas weg, gaben wieder Gas, schalteten vergeblich, schrien einander Ratschläge zu, versuchten alle möglichen und auch sinnlose Handgriffe. Nichts rührte sich! Die Luftschrauben drehten sich kraftlos vor den Motoren, und die Maschine neigte sich langsam dem Erdboden zu.

Selbstverständlich war das Versagen der Motoren auch hinten im Flugzeug sofort bemerkt worden. In angstvoller Erregung starrte alles auf Tex Leuwenhout, der blaß nach hinten stürzte.

„Verdammt noch mal, wir müssen notlanden. Wahrscheinlich gibt's Bruch. Runter mit den Dingern im Notfall, sonst fliegen wir beim Anprall alle in die Luft!“

Keiner war begriffsstutzig. Die Männer reagierten blitzschnell. Die Luken flogen auf. Drei Sekunden lang legte ein Hauch eisiger Kälte wie ein Orkan durch die Kabinen, dann sausten die Bomben in die Tiefe.

Sofort wurden die Luken wieder geschlossen. Douglas Norman war als einziger kaltblütig genug, einen Blick durch die Kabinenfenster nach rückwärts zu werfen. In geringen zeitlichen Abständen sah er drei Feuersäulen aus dem Eisboden Hunderte von Metern hoch in die Luft steigen. Die Bomben waren krepieri! Der Luftdruck der Explosion war so stark, daß er die Maschine trotz deren bedeutender Entfernung vom Explosionsherd merklich erschütterte. Aber es waren vier Bomben gewesen. Eine mußte also nicht hochgegangen sein und als Blindgänger noch auf dem Eise liegen!

Doch darüber nachzudenken, war jetzt keine Zeit. Eine unbekannte Macht hatte eingegriffen und das beabsichtigte Zerstörungswerk zunächst unmöglich gemacht. Der Gegner, den es hier geben sollte, schlug zurück und brachte sie alle in höchste Gefahr. Trotz verzweifelter Bemühungen der Besatzung schwebte das Flugzeug in scharfem Gleitflug unaufhaltsam dem Boden zu. Schließlich ließ es sich auch nicht mehr dirigieren und flog direkt in die dichte Nebelwand hinein, womit dem Piloten auch noch die letzte Sicht genommen wurde.

„Ich versuche Bauchlandung!“ brüllte er.

„Rufen Sie Stadt Ypsilon!“ schrie Leuwenhout noch dem Funker zu, der bisher krampfhaft und sinnlos SOS gefunkt hatte. „Melden Sie versuchte Notlandung kurz vor dem Ziel!“

Dann rief er: „Alle Mann festhalten!“, warf sich lang auf den Boden und verkrallte sich, ebenso wie die anderen, in den Versteifungen der Wände.

Unheimlich lang erscheinende Sekunden vergingen. Alles wartete mit angehaltenem Atem auf das, was die nächsten Augenblicke bringen mußten. Dann ging ein ungeheurer Ruck durch die Maschine. Knirschen, Krachen und Splittern erfüllten die Luft. Wolken von Schnee staubten jenseits der Fenster hoch. Dann kippte die Maschine etwas zur Seite und stand.

Noch ehe jemand richtig zur Besinnung kam, gurteten sich die beiden Piloten frei und stürzten mit Schaumlöschapparaten aus der Maschine hinaus, um einen eventuellen Brand der Motoren abzulöschen.

Aber nichts brannte. Die Bauchlandung des Chefpiloten war ein Meisterstück gewesen! Jeder, der auch nur etwas von Fliegerei verstand, erkannte das sofort. Auch Tex Leuwenhout. Einerlei, was Geistes Kind er sonst sein mochte, hier war er fair genug, den beiden schweißtreibenden Piloten dankend die Hand zu schütteln.

Die Situation war selbstverständlich nach wie vor bedenklich. Man war hier notgelandet in einer Eiswüste, die sich Tausende von Kilometern weit nach allen Seiten erstreckte. Das Flugzeug hatte — wie man nach kurzer Prüfung feststellte — zu sehr Schaden gelitten, um noch einmal starten zu können. Abgesehen davon, daß man sich hier ja in einem Bannkreis befand, der in geheimnisvoller Weise in das Getriebe der Motoren eingegriffen hatte. Außerdem war man in der Absicht hergefliegen, irgendwelche verbrecherischen Menschen zu vernichten, durfte also nicht damit rechnen, von ihnen Hilfe zu erhalten.

Leuwenhout hielt sich auch nicht lange beim erleichterten Atemholen auf. Er hörte sich kurze Zeit die berechtigten Flüche und das Gezeter seiner Gefolgschaft mit an. Dann schien er einen Entschluß gefaßt zu haben. Jedenfalls lag seine niedrige Stirn in nachdenklichen Falten. Mit einem lauten Machtwort unterbrach er das aufgeregte Hin und Her der Meinungen.

„Ruhe, Jungens, so kommen wir nicht weiter. Wir sind zwar vorerst dem Totengräber von der Schippe gehopst, aber auch vom Regen in die Traufe gekommen. Wenn wir nicht schnell handeln, geht's doch noch schief. Kommt zur Beratung in die Maschine!“ Dann wandte er sich an die Reporter und die vier Flieger. „Ihr bleibt draußen. Sowie ihr etwas Besonderes seht oder hört, müßt ihr's sofort melden!“

Damit folgte er seinen Leuten in das Innere des Flugzeuges.

Die Zurückgebliebenen blickten einander etwas ratlos und verlegen an. Immer noch traute einer dem anderen nicht recht.

„Dumme Sache, daß man so gar nicht weiß, was gespielt wird“, brummte schließlich der Pilot Walter und lüftete seine Lederjacke, die ihm zu warm wurde.

„Mich interessieren die rätselhaften Verhältnisse hier viel mehr“, meinte Norman, machte einige Schritte über

den mit Wasserlachen bedeckten Eisboden und atmete etwas beklommen in der Nebelluft. Die Wasserdampfschwaden waren so dicht, daß man höchstens zehn bis fünfzehn Meter weit zu sehen vermochte. „Sehen Sie sich das an — verdampfendes Eis in Südpolnähe, Temperaturen über dem Nullpunkt. Mehr als merkwürdig!“

Mabel Morena war immer noch etwas blaß als Folge der Aufregung der letzten Minuten. Sie strich sich das feucht werdende Haar aus der Stirn, öffnete ihre sportliche Lederjacke und fragte: „Wie erklären Sie sich das?“

„Ich nehme an, daß wir einen Gegner vor uns haben, der es versteht, in modernster Form mit Atomenergie umzugehen!“

„Nette Aussichten. Ob wir hier jemals wieder herauskommen?“

„Wir haben einen zusammensetzbaren motorisierten Kabinenschlitten im Flugzeug. Er kann unsere Rettung sein!“

„Warum denkt Mr. Leuwenhout nicht daran?“

„Er wird's schon tun. Warten wir ab!“

Weltraum-Platte

„Die fliegende Untertasse“ heißt eine neue Schallplatte, die in den USA über Nacht zu einem Verkaufsschlager geworden ist. Sie bietet eine höchst realistische Darstellung eines Hörspiels von einem Angriff der Weltraumbewohner auf unsere Erde. Ein Rundfunksender hat sich geweigert, diese Platte abzuspielen, da „viele Leute die Sache für Wahrheit halten und in Panik geraten könnten“.

Die Reporterin schwieg denn auch. Nur die Flieger waren so schnell nicht zu beschwichtigen.

„Mir gefällt es gar nicht, daß wir an der Beratung nicht teilnehmen dürfen. Man kommt sich vor wie ein dummes Junge“, murmelte Walter.

Norman musterte ihn prüfend und hatte den Eindruck, daß der Pilot tatsächlich ebensoviel oder ebensowenig von den eigentlichen Zielen dieses Fluges gewußt hatte wie er.

„Wir haben eben nicht die Verbindungen zu den geheimen Hintermännern dieses Komplotts wie Leuwenhout“, versuchte er zu erklären. „Was sagte man Ihnen denn, als Sie für den Flug angeworben wurden?“

„Genau dasselbe wie Ihnen, daß es sich um Probewürfe über antarktischen Gebieten handelt!“

„Schöne Probewürfe!“ seufzte Mabel ironisch.

Gleich darauf kam Leuwenhout mit seinen Leuten aus dem Innern des Flugzeuges zurück. Sie waren durchweg mit Maschinenpistolen bewaffnet, hielten also anscheinend irgendeinen Angriff von der Gegenseite für möglich.

Leuwenhout wandte sich sofort an die Wartenden. „Hört mal zu, was wir beschlossen haben. Ganz hier in der Nähe, wahrscheinlich dort an der Quelle des Lichtes, das durch den Nebel scheint, haust eine größere und sehr gefährliche Geheimorganisation. Wie, unter welchen Umständen und so weiter, entzieht sich leider meiner Kenntnis. Wie ihr ja nun wißt, war es das Ziel unseres Fluges, dieses gefährliche Nest hochgehen zu lassen. Zu eurer Beruhigung kann ich sagen, daß mein Auftraggeber einem Konsortium von ehrbaren Männern angehört, das sehr zwingende Gründe zu einem solchen zwischenstaatlichen Kampf hat. Alles wäre nun schon erledigt, wenn unsere Notlandung nicht dazwischengekommen wäre. Das Versagen der Motoren ist unbegreiflich. Es muß eine unbekannte Einwirkung aus der Ferne vorgelegen haben. Man hat also gewußt, daß wir im Anflug waren, und das ist das, was mich beunruhigt und zu schnellem Handeln zwingt. Man wird wissen, daß wir absackten, und bestimmt nach uns suchen. Und trotz

des Nebels wird man uns auch finden. Wir machen daher jetzt folgendes. Alle an Bord, die nicht zu meiner unmittelbaren Kampfgruppe gehören, also die beiden Reporter, die vier Mann des fliegenden Personals und dieser verdammte Bengel, begeben sich sofort auf unser gesuchtes Ziel los und lassen sich gefangen nehmen. Wenn ihr nicht verrätet, daß wir sechs zurückgeblieben sind, was ich als selbstverständlich voraussetze, und zwar im Interesse der guten Sache und in eurem eigenen Interesse, wird man glauben, daß ihr die gesamte Besatzung der Maschine darstellt, und daher nicht nach uns suchen. Dadurch gewinnen wir Zurückbleibenden Zeit, unseren Auftrag doch noch auszuführen. Wir haben genug Waffen und Sprengmittel an Bord. Unsere ganze Aktion wird nicht länger als zehn Stunden dauern. Wir schleichen euch nach, kundschaften aus, wo man euch versteckt halten wird, und holen euch rechtzeitig heraus. Für die Rückkehr benutzen wir eines der Flugzeuge, die wir dort vorfinden werden. So — das wäre alles! Wie gefällt euch mein Plan?“

Er hatte hart und kalt gesprochen. Die schlechte Wirkung seiner Worte auf diejenigen, die unmittelbar davon betroffen werden sollten, war ihm nicht entgangen. Die langen und bedenklichen Gesichter redeten eine deutliche Sprache.

Norman war am undurchdringlichsten. Er antwortete ruhig: „Ihr Plan ist sehr gut und kühn. Vielleicht sogar genial. Nur habe ich den Eindruck, daß der schwierigste Teil der Ausführung erst einmal auf unseren Schultern ruht!“

Leuwenhout winkte beruhigend ab. „Äh — Sie brauchen keine Angst zu haben. So gefährlich, wie sich das anhört, ist es gar nicht!“

„Aber erlauben Sie mal!“ warf Mabel Morena hier ein. „Sich einer brutalen Verbrecherbande ausliefern, nennen Sie nicht gefährlich? Wie nun, wenn man uns kurzerhand ermordet und gar nicht die zehn Stunden abwartet, die Sie brauchen, um uns wieder herauszuholen?“

„Das wird man mit Ihnen bestimmt nicht tun, Kindchen. Dafür sind Sie viel zu hübsch!“ grinste Leuwenhout frech und überlegen.

Sein Zynismus brachte die Reporterin jetzt in Harnisch.

„Zum Donnerwetter, Leuwenhout, hören Sie endlich auf mit Ihren plumphen Vertraulichkeiten. Ich bin nicht Ihr Kindchen!“

Doch durch Anschauzen war solchem Abenteurer wie Leuwenhout nicht beizukommen. „Sachte, Kleines, schonen Sie Ihre Nerven. Wenn Ihnen die Sicherungen jetzt schon durchbrennen, was soll das nachher erst werden!“

Hier mischte sich Norman ein. „Lassen Sie uns allein gehen und Fräulein Morena mit dem Jungen zurückbleiben!“

Leuwenhout grinste. „Es gibt doch noch Kavalierere. Geht aber nicht, mein guter Norman. Gerade, daß ihr beide Reporter seid, gibt ja dem Flug einen harmlosen Anstrich. Ihr könnt euch ausweisen und glaubhaft machen, daß ihr nichts weiter wolltet, als ein paar Sensationsartikel nach Hause bringen. Das nimmt man euch nicht so übel, als wenn man uns mit den Bomben gefaßt hätte!“

„Und wenn man die Explosion gehört hat?“

„Dann wißt ihr nichts davon. Ehe man euch das Gegenteil beweist, haben wir schon alles erledigt! Auch über den Bengel könnt ihr die Wahrheit sagen!“

Jetzt regte sich auch der Chefpilot. „Ich habe mich für einen Flug über den Südpol anwerben lassen, aber nicht, um auf Verbrecherjagd zu gehen!“

Leuwenhout runzelte die Stirn und blickte ihn finster an. Dann sagte er sehr nachdrücklich: „Auch Sie werden gehen, genau so wie jeder andere, dem ich das befohlen habe. Ich bin hier der Kapitän, besitze ausreichende Kriegserfahrung, war mehr-

mals gezwungen, Meuterer umzulegen.“

Ein Blick in die Runde zeigte Walter nur die entschlossenen Mienen und die gute Bewaffnung der Leuwenhoutschen Leute. Er legte daher die deutliche Drohung richtig aus, brummte nur ein nichtssagendes „Hm!“ und wandte sich scheinbar gleichgültig ab.

Auch Norman erkannte das Ausweglose der sehr bedrohlichen Sachlage und war entschlossen — so oder so — weiterzukommen. Er wandte sich gleichfalls ab und sagte kurz zu seinem Häuflein: „Gehen wir!“

„Das ist sehr vernünftig!“ ereiferte sich Leuwenhout zufriedengestellt. „Paßt auf. Ihr müßt immer der zunehmenden Wärme und dem Licht nach in den Nebel gehen. Wie weit, weiß ich nicht. Ich weiß auch nicht, was ihr schließlich vorfinden werdet, aber menschliche Behausungen müssen es sein. Seid standhaft, wenn man euch festnimmt, und bedenkt, daß alles nur wenige Stunden dauern wird!“

„Keine Sorge, wir machen's richtig!“ antwortete Norman ziemlich plegmatisch. Dann nickte er Mabel Morena zu, winkte den Fliegern mit einem kurzen „Wollen wir?“, ihm zu folgen, und ging als erster in den Nebel hinein, ohne Leuwenhout auch nur eines Blickes oder Abschiedswortes zu würdigen. Schweigend traten alle ihren Marsch ins Ungewisse an.

Der Nebel wurde bald so dicht, daß man kaum fünf Meter weit sehen konnte. Es wäre glatter Selbstmord gewesen, sich weiter hineinzuwagen, wenn nicht deutliche Temperaturzunahme und das stärker werdende Leuchten gute Richtungsanzeiger bedeuteten hätten. So konnte man es immerhin wagen, ohne sich hoffnungslos zu verirren.

Leuwenhout und seine Leute hatten dem kleinen, schnell entschwindenden Trupp nachgeblickt. Während er zufrieden schien, machten die anderen bedenkliche Gesichter.

„Glaubst du, daß sie nichts verraten werden?“ fragte ihn schließlich einer der Männer.

„Zunächst halten sie bestimmt den Mund, Richards“, meinte Leuwenhout. „Sie glauben, es mit gewöhnlichen Gangstern zu tun zu haben, und bangen um ihr Leben. Eine Rettung erwarten sie nach Lage der Dinge nur von uns!“

„Und — werden wir sie herausholen?“

„Wenn es sich ohne Mühe machen läßt, ja. Auf jeden Fall aber das Mädel. Sie hat den unverdienten Vorteil, hübsch zu sein. Die andern soll der Teufel holen, wenn sie sich zu dumm anstellen und warten, bis wir ihnen Postkarten schicken. Im übrigen weiß ich ja noch nicht mal, ob wir wirklich ein Flugzeug für den Rückweg vorfinden werden. Wahrscheinlich werden wir den Motorschlitten zusammensetzen müssen. Da ist dann jeder Platz kostbar! — Jetzt aber erst einmal hinterher! Wir müssen wissen, was geschieht!“

Um den kühnen und abenteuerlichen Plan verwirklichen zu können, war es unbedingt wichtig zu wissen, was mit den Davongegangenen geschah. Richards erhielt die Weisung, in Hörweite hinter ihnen zu bleiben, die zu erwartenden Ereignisse zu belauschen und nach Möglichkeit das Gelände auszuspähen. Damit er sich nicht verirren und den Rückweg fand, mußte er das eine Ende eines Telefonkabels in die Hand nehmen, das auf einer Rolle aufgespult war und bis zu tausend Meter hinter ihm abzulaufen vermochte. Da gerade in der von Schneestürmen durchbrauten Polarnacht das Verirren eine der bekanntesten Gefahren ist, hatte man bei der Ausrüstung des Fluges auch daran gedacht. Und so schlich Richards in der Richtung davon, in der die andern längst verschwunden und nur noch ungenau an dem Klang einiger Worte zu ermitteln waren.

Leuwenhout aber begab sich zurück in die Maschine, setzte sich sofort an den noch intakten Funkapparat und gab einen Geheimbericht durch an je-

ne Stadt Ypsilon, die vorher beim Niedergehen schon vom Funker angesprochen worden war.

Liebliches Paradies am Südpol

Inzwischen marschierte das siebenköpfige Häuflein der Verlorenen durch die rätselhaften Nebelwildnis seinem gänzlich unbekanntem Ziel entgegen. Sie kamen nur langsam vorwärts. Es war mehr ein Tasten und Dahingleiten als ein regelrechtes Gehen. Der Eisboden, auf dem sie dahinschritten, war feucht und schlüpfrig, stellenweise sogar von ausgedehnten Wasserlachen bedeckt. Das war schließlich ein großes Rätsel, denn außerhalb der Nebelschichten mußten zur Zeit bis zu 50 Grad Kälte herrschen. Überdies brausten dort beständig wilde Stürme, während hier innerhalb der Nebelwelt völlige Windstille herrschte. Was für merkwürdige Verhältnisse waren es, die sie hier erwarteten?

Die Stimmung war recht gedrückt. Die gänzliche Verlassenheit und das unbekannte Ziel waren ja auch nicht dazu angetan, gute Laune zu erwecken. Nur der kindlich unbeschwerte Bob war aufgekratzt und abenteuerlustig. Er führte auch meistens den Trupp an und mußte mehrere Male zurückgerufen werden, damit er den anderen nicht aus den Augen geriet.

Selbstverständlich sprach man auch über Tex Leuwenhout und seine Leute. Die Flieger zeigten sich von der überraschenden Wendung unangenehm berührt und bezeichneten ihn rund heraus als einen Verbrecher.

Mabel Morena war zurückhaltender. Sie fühlte sich in der rauhen, eifertigen Männerwelt nicht heimisch genug, um über ihn von vornherein ein so hartes Urteil zu fällen. Gewiß war er auch ihr nicht sympathisch. Er brauchte deshalb aber noch kein Mensch zu sein, dem man ohne weiteres Schurkereien unterstellen konnte.

Douglas Norman sagte von allen am wenigsten. Vielleicht wußte oder ahnte er jetzt auch am meisten und hielt es deshalb für ratsam, zu schweigen. So kümmerte er sich in erster Linie um den Weg und versuchte, eine möglichst gerade Route auf das immer stärker werdende Leuchten hin einzuhalten. Trotzdem blickte er noch mehrere Male zurück, wo das schwarze Dunkel der Polarnacht sehr bald das bißchen Licht verschluckte und das eigenartige Gesamtbild mit einem düsteren Hintergrund abschloß.

Plötzlich sagte er kurz: „Geht mal weiter!“, blieb stehen und ließ alle an sich vorbei. Augenblicke später sah er den Funker als letzten der kleinen Gruppe im Nebel verschwinden. Dann schlug er einen kleinen Bogen zurück, verhielt sich ganz still und sah, wie sich eine dunkle Männergestalt vorsichtig und spähend in Richtung des vorausgegangenen Trupps bewegte. Es war Richards, der sie beobachten sollte. Und was Norman nicht gefiel, war der Umstand, daß er dabei die Maschinenpistole nicht vergessen hatte. Das mahnte bei der nervösen Gesamtstimmung zu Mißtrauen und Vorsicht.

Mit leisen, eiligen Schritten lief Norman jetzt hinter ihm her, schob sich von hinten an ihn heran, stellte ihm urplötzlich, sich vorschnell, ein Faust und schlug ihm gleichzeitig die Bein mit solcher Kraft ins Genick, daß Richards vornüber aufs Eis niederstürzte und auf dem glatten Boden einige Meter weiterrutschte.

Doch Richards war kein leichter Gegner. Er drehte sich noch im Fallen um und griff als erstes nach seiner Maschinenpistole. Damit aber hatte Norman gerechnet und war daher weder überrascht noch unentschlossen. Mit verblüffender Gewandtheit sprang er auf Richards zu und knallte ihm diesmal einen Haken gegen das Kinn, daß er sofort kraftlos zu Boden sank. Ruhig nahm ihm Norman daraufhin die Pistole ab, hängte sie sich selber um, packte dann den Niedergeschlagenen ohne Umstände beim Kragen seiner Pelzjacke und zog ihn über den Boden hinter sich her zu seinem Trupp nach vorn, der stehengeblieben war und auf ihn wartete. Was er dabei völlig übersah, war das Ende des Ariadnepadens, das

heißt des Telefonkabels, das Richards hatte fallen lassen.

Sehr bald erreichte Norman seinen Trupp. Natürlich war man nicht wenig erstaunt über die seltsame Jagdbeute, die er hinter sich herschleppte. Sein Bericht war kurz und wenig aufklärend.

„Warum haben Sie das gemacht?“ fragte ihn denn auch Mabel Morena etwas befremdet und fand keinen Grund für die feindselige Haltung ihres Kollegen.

„Weil ich ihn nicht leiden kann!“ erwiderte Norman kurz und sagte damit in Wirklichkeit viel mehr, als seine paar Worte ausdrückten. Sein ganzes beträchtliches Unbehagen und das erwachte Mißtrauen gegen Tex Leuwenhout lagen in dieser Antwort.

Mabel Morena, viel zu klug, um die Vieldeutigkeit der kurzen Antwort nicht zu erraten, erwiderte denn auch nichts. Nur Bob Miller blickte anerkennend zu dem schlanken Reporter auf und sagte: „Donnerwetter, Herr Norman, das hätte ich Ihnen nicht zuge-
traut!“

Norman knurrte etwas und schüttelte dem Mann eine Hände voll Schmelzwasser ins Gesicht. Richards kam auch bald wieder zu sich, rappelte sich auf und erhob sich.

„Pistole her!“ fuhr er Norman als erstes wütend an und machte Miene, ihn anzugreifen. Aber da mischten sich die Flieger ein. Sie hatten die Tat des Reporters sehr richtig als eine Art Notwehr gedeutet. Wer weiß, ob dieser Bursche nicht vorgehabt hatte, sie alle aus dem Hinterhalt niederzuschießen. Jetzt, wo ihr Verdacht gegen die Einwandfreiheit der Expedition und ihres Leiters geweckt war, trauten sie den Leuten Leuwenhouts alles zu. So packten sie Richards kurzerhand und wurden in ihrer Haltung so drohend, daß dieser es schleunigst vorzog, klein beizugehen.

„Du bleibst bei uns, Freund, und kommst mit!“ sagte Norman zu ihm. „Acht Personen sind besser als sieben.“

Er hielt dabei die Maschinenpistole in Schußbereitschaft, so daß sich Richards ohne Zögern in Marsch setzte. Sicherheits halber nahmen ihn die Flieger in die Mitte. Bob ging voraus, und Norman bildete mit Mabel Morena den Schluß.

„Das gibt später böses Blut!“ bemerkte Mabel mit leisem Vorwurf in der Stimme.

Norman lachte spöttisch auf. „Es ist bestimmt nicht meine Sorge, was später ist!“ meinte er ahnungsvoll. „Ich bin zufrieden, wenn wir über die nächste Stunde kommen.“

Damit hatte er nur allzu recht. Die Situation würde immer geheimnisvoller, der Weg durch den Nebel ständig unangenehmer. Alles an ihnen troff bereits vor Nässe. Und es war einfach nicht möglich, sich davor zu schützen. Außerdem schlugen ihnen jetzt so starke Wärmewellen entgegen, daß sie sich veranlaßt fühlten, ihre dicke Winterkleidung zu lüften. Und das am Südpol!

Plötzlich stolperte der vorangehende Bob und fiel lang hin. Das wäre nun an sich kein besonderes Ereignis gewesen, wenn er nicht über einen dünnen, aber sehr festen Draht gestolpert wäre, der in einer Höhe von ungefähr dreißig Zentimeter über dem Boden quer zur Wegrichtung gespannt war.

Alle waren stehengeblieben. Norman trat schnell hinzu und besah sich den Draht, der sich nach rechts und links im Nebel verlor. Er verfolgte ihn nach beiden Seiten um ungefähr fünfzig Meter und stellte fest, daß er sich über nicht zu erkennende Entfernungen hinweg am Boden in unverändert gleicher Höhe entlangzog. Alle zwanzig Meter waren kleine Stützen in den Boden geschlagen, die ihn in der Schwebe hielten. Da man auf so etwas nicht vorbereitet gewesen war und den dünnen Draht infolge des Nebels von Augenhöhe herunter einfach nicht zu sehen vermochte, war es unvermeidbar, an ihn zu stoßen oder darüber zu stolpern.

„Nun, dann können wir ja gleich hierbleiben und warten, bis man uns abholt!“ stellte Norman resigniert fest. „Dieser Draht gehört zu einem Signalsystem, das unseren Gegnern genau

angezeigt, aus welcher Richtung und an welcher Stelle wir uns durch den Nebel hindurch ihrem Quartier nähern. Man wird jetzt schon unterwegs sein, um uns zu empfangen. Hoffentlich regnet's nicht plötzlich Blei!“

Jeder erkannte sofort, daß Norman zweifellos recht hatte. Die geheimnisvollen Menschen hinter diesem Nebel wußten bereits so gut wie alles von ihnen. Ein Ausweichen wäre einfach nicht mehr möglich gewesen. Sie waren hier in die Falle eines Signalsystems geraten, in die jeder tappen mußte, der sich — gleich aus welcher Richtung — dem Zentrum dieser Nebelburg näherte. Auch Leuwenhout und die anderen würden sich auf diese Weise verraten, wenn sie zur Erfüllung ihrer Aufgabe und zu ihrer Rettung aufbrachen. Und war das wünschenswert?

Nein, ganz und gar nicht! Leuwenhout war jetzt die einzige Verbindung zur Außenwelt für sie. Er hatte ihnen ihre Errettung versprochen. Und noch hatte Niemand, trotz aller Verdachtsmomente und persönlicher Abneigungen, einen ernsthaften Grund, an seiner Lauterkeit zu zweifeln. Also mußte er gewarnt werden!

Und so kriegte nach schneller Beratung der vorhin niedergeschlagene Richards den Auftrag, sofort nach rückwärts zu verschwinden und seinen Boß genau über die Gefahr des Drahtsignals aufzuklären, damit er sie vermeiden könne.

Richards war nicht dumm. Er zeigte sich sofort genau im Bilde und verriet jetzt auch das Geheimnis der von ihm hinterlassenen Telefonschnur. Der Erfolg war, daß man ihn mit guten Ratschlägen vollpackte. Vor allem wurde ihm geraten, daß er von hier aus bis zum hoffentlich aufzufindenden Ende der Schnur seine Schritte zählen sollte, um einen Maßstab für die Entfernung des kaum sichtbaren Drahtes zu haben. Ferner sollte er im Zickzack nach hinten gehen, was die Wahrscheinlichkeit erhöhte, die Schnur wiederzufinden.

Richards war auch ganz bei der Sache. Mit hocheifrigem Schmunzeln wandte er sich schließlich zurück, dachte nicht einmal daran, seine Maschinenpistole zurückzufordern, und verschwand nach knapp zwanzig Schritten im Nebel.

Es war auch hohe Zeit gewesen, daß er sich davonmachte, denn es vergingen nur Sekunden, als aus der anderen, unbekanntem Richtung Stimmen laut wurden.

„Achtung! Quadrat 1011 abriegeln! Achtung! Warnung vor 1011!“ rief eine laute Männerstimme durch den Nebel. Mehrere Stimmen antworteten in englischer Sprache aus verschiedenen Richtungen. Dann tauchten, zuerst schattenhaft, dann immer deutlicher, Dutzende von Gestalten auf und näherten sich, einen großen Halbkreis bildend, genau der Stelle, an der Bob Miller über den Draht gestolpert war. Wie man sofort erkannte, waren sie alle schwer bewaffnet, also auf Widerstand gefaßt.

Ein in ihrer Mitte gehender Mann ließ nun seine Maschinenpistole sinken und kam furchtlos näher. Er schien der Rufer von vorhin und demnach auch der Anführer zu sein. Er sah gut aus, war groß, blond und viel-
leicht dreißig Jahre alt. Seine Kleidung bestand aus einem am Halse offenen Wollhemd, kurzen Tropenhosen und bequemen Schuhen, war also geradezu sinnwidrig für das eisige Festland am Südpol. Ähnlich wie er waren auch die anderen Männer gekleidet, die jetzt mit schußbereiten Waffen näherrückten.

„Werfen Sie Ihre Waffen hin!“ forderte der Mann.

Da etwas anderes bei solcher Übermacht Wahnsinn gewesen wäre, warf Norman die Maschinenpistole auf das Eis. Seinen eigenen Browning aber reichte er dem Mann hinüber und sagte: „Heben Sie ihn mir bitte auf. Ich bin gut darauf eingemessen!“

Die Flieger und Mabel Morena waren nicht bewaffnet, so daß diese Handlung schnell vorüberging.

„Wer sind Sie?“ erfolgte dann die bereits erwartete Frage.

Da Douglas Norman ebenso wie Mabel Morena über ein reines Gewissen verfügten, die Flieger ebenfalls ohne genaue Kenntnis der eigentlichen Hintergründe des Fluges gehandelt hatten und der kleine Bob schon gar nichts von allem wußte, hielt es Norman für angebracht, weitgehend die Wahrheit zu sagen. So stellte er sich und die anderen mit ihren richtigen Namen vor und ließ durchblicken, daß es das einzige Ziel ihres Fluges gewesen sei, von diesem geheimnisvollen Nebelreich am Südpol spannende Artikel für ihre Zeitungen nach Hause zu bringen. Nur Tex Leuwenhout mit seinen Leuten wurde verschwiegen.

„Von wem wußten Sie denn, daß hier Menschen leben?“ stellte der Mann die zunächstlichste Frage.

„Das ist zunächst ein Berufsgeheimnis, wenn Sie gestatten!“ redete sich Norman sehr geschickt heraus.

„Hm!“ brummte der Flieger denn auch nur und musterte sie der Reihe nach mit offensichtlichem Mißtrauen. Als er den Augen von Mabel Morena begegnete, fühlte sich diese sicher genug, um ihrerseits zu fragen: „Wer sind Sie denn eigentlich?“

Der Gefragte lachte auf, was ihm gut stand und ihn sehr sympathisch machte.

„Gut, Sie haben auch das Recht zu fragen und sollen es erfahren. Ich bin der Hüter des Paradieses, der Erzengel Michael. — Da staunen Sie, nicht wahr?“

„Allerdings!“ gab Mabel zu und beschenkte ihn mit Blicken, die nicht frei von Koketterie waren.

„Sie werden noch mehr staunen!“ prophezeite der Mann. „Aber es stimmt ganz genau, was ich Ihnen sagte. Ich heiße nämlich Engel und mit Vornamen Michael. Und das Paradies hüte ich auch. Sie werden es gleich sehen.“ — Dann wandte er sich wieder an Norman. „Müssen wir uns um Ihre Maschine kümmern, oder haben Sie Bruch gemacht?“

Das war eine kitschige Frage. Aber Norman verzog keine Miene und sagte: „Bauchlandung mit Bruch. Lassen wir den Schrotthaufen bitte, und gehen wir endlich aus diesem verfluchten Nebel heraus!“

„Gut, das kann ich verstehen!“ nickte Michael Engel.

„Bitte meine Dame, meine Herren, wollen Sie mir folgen!“

Damit setzte er sich an die Spitze des Zuges, der mit ihm begann und mit seinen schwerbewaffneten Leuten endete. Es bestand kein Zweifel, sie hatten sich trotz der höflichen Behandlung als Gefangene zu betrachten.

„Für einen Verbrecher sieht er aber sehr sympathisch aus!“ flüsterte Mabel ihrem Kollegen zu.

Doch Norman war erfahren und mißtrauisch. „Es hat Verbrecher gegeben, die ganze Staaten zugrunde richteten. Das hat sie nicht gehindert, gut auszusehen und vollendete Manieren zu haben!“

Gleich darauf wandte sich Michael Engel zurück und ergriff das Wort.

„Es war gut, daß Sie nicht weitergegangen sind, nachdem Sie den Alarmdraht berührt hatten. Es gibt nämlich nur einen einzigen schmalen Pfad, der jetzt aus diesem Nebelreich hinausführt. Sie hätten ihn allein nie gefunden. Statt dessen wären Sie gefahrlos auf eine schiefe Ebene geraten und gestürzt. Der Eisboden beginnt jetzt nämlich, sich in großer Ausdehnung zu senken. Erst ganz allmählich, kaum merkbar und dann immer plötzlicher. Wenn Sie es gemerkt hätten, wäre es schon zu spät gewesen. Sie hätten auf der glatten Fläche nicht mehr zurückgekonnt. Sie wären gefallen und trotz krampfhaftester Bemühungen immer weiter abwärts gerutscht und genau dahin gekommen, wohin wir Sie haben wollen. Sie und jeden, der unerlaubt versucht, hier einzudringen. Ohne Knochenbrüche wäre es dabei kaum abgegangen. Dieser großartigen Falle kann Niemand entgehen. Ganze Regimenter Soldaten müßten auf diese Weise kapitulieren!“

(Fortsetzung folgt)

Die Erleichterung

Von G. Bode

Der alte Bauer stand vor dem Weisen: „Nichts für ungut, Väterchen, Gott soll mir verzeihen, aber ich kann nicht mehr weiter. Du mußt mir helfen.“

Der Weise warfeinen demütigen Blick gegen den Himmel. Die kleinen Bauern waren alle arm, und es war kein Wunder, wenn einer, der gar nicht mehr ein und aus wußte, in seiner Not zu ihm kam. Hilfe war so einfach — er hätte nur jedem Geld geben müssen, und allen wäre geholfen gewesen. Aber eben: Geld — das war es ja Er war selbst kaum reicher als die Bauern.

„Ich kann dir nicht helfen, Pjotr“, sagte er nach einer Weile, „jeder muß sich selbst helfen, dann wird auch Gott ihm beistehen.“ Das hilflose Gesicht des Bauern rührte ihn. „Vielleicht kann ich dir mit meinem Rat dienen.“

„Kennst du mein Haus, Väterchen?“ Mein Gott — Haus? Was für ein Ausdruck für die halbverfallene Hütte, deren einziger Raum Küche und Stube zugleich war.

„Es ist nicht mehr auszuhalten“, fuhr Pjotr fort. „Es war ja immer arg. Die Frau, der Bruder, meine Mutter, zwei Töchter und der Sohn... aber jetzt hat Ilja obendrein geheiratet. Die Frau, das ginge noch — aber, mein Gott, Väterchen, sie wird bald ein Kind bekommen, und wenn Gott es so schickt, können es sogar Zwillinge sein oder Drillinge. Ich muß für die Enkelkinder Platz schaffen. Es gäbe ja ein so einfaches Mittel: Man baut an. Aber wie — ohne Geld? Du bist ein weiser Mann, Väterchen! Weißt du Rat? Man kann jetzt schon nicht mehr gehen in der Hütte, ohne jemanden anzustoßen, bald wird man auch nicht mehr sitzen oder liegen können.“

Der Weise stand auf. „Geh ruhig heim, Pjotr, und nimm das Schwein aus dem Stall und richte ihm eine Ecke in der Hütte, wo es schlafen soll.“

Der Bauer glaubte, nicht recht gehört zu haben. „Das Schwein?“

„Hat es etwa Ferkel, die du nicht trennen kannst von ihm? Gut, dann nimm eben auch die Ferkel mit.“

Pjotr ging kopfschüttelnd nach Hause; aber er hatte Ehrfurcht vor dem Weisen und befolgte seinen Rat. Doch als er ihn nach einigen Tagen traf, warf er sich vor ihm auf die Knie. „Väterchen“, rief er, „nun ist es ganz arg. Das Schwein grunzt unaufhörlich aus dem Schlaf, und die Ferkel sind unruhig und laufen über unsere Körper, während wir liegen. Keiner von uns hat seither ein Auge zuge-macht.“

„Nimm auch die Kuh in die Stube“, sagte der Weise kurz und ging weiter.

Pjotr begann nicht nur an der Weisheit, sogar am Verstande des Weisen zu zweifeln. Aber wenn man Rat verlangt, so muß man ihn auch befolgen.

Nach einer Woche sah ihn der Weise mit allen Anzeichen der Verzweiflung auf sein Haus zulaufen. Er trat vor die Tür. Noch ehe der Bauer den Mund auf-

tun konnte, winkte der Weise ihm ab. „Ich weiß, was du sagen willst: Die Kuh nimmt auch den letzten Platz in der Hütte. Nicht wahr? Sperre auch den Hund und die Hühner aus dem Hof zu euch. Du wirst sehen, das hilft.“

„Väterchen“, klagte der Bauer am anderen Tage, „ich weiß, es kommt mir nicht zu, an deinem Rate zu zweifeln. Aber hör mich doch an: vielleicht habe ich dich nicht richtig verstanden und irgend etwas schlecht gemacht. Meine Frau und ich haben die letzte Nacht sitzend auf dem Herdsims zugebracht, sonst war kein anderer Platz. So kannst du das nicht gemeint haben!“

„Aber Pjotr“, sagte der Weise lachend, „das ist doch ganz einfach. Wirf eben den Hund und die Hühner hinaus. Dann wird es schon gehen.“

„Nun“, fragte er ihn, als er nach einiger Zeit wieder an der Hütte vor-

Das Knopfloch

*Ein Knopfloch, welches ständig leer,
Beweinte diese Leere sehr.
Es sah die andern stets geschmückt,
Nur nie sich selbst, was es bedrückt.*

*Kein Trauerbändchen und kein Orden
Ist je durch es gezogen worden;
Kein Klub- und auch kein Messezeichen,
Nicht Tagungsnadel noch dergleichen,*

*Nicht Nelke oder Margerite,
Wie es zu Sommerszeiten Sitte,
Kein Fähnchen, lustig emailliert.
Und fragen Sie, wie das passiert?*

Das „Knopfloch“ war — nun stehn Sie
Kopf —
Tatsächlich nur ein Loch im Knopf.
Und die Moral von der Geschicht?
Nicht alles ist so, wie man's spricht!

Ohepf

beikam, „müßt ihr noch immer auf dem Herdsims sitzen, wenn ihr schlafen wollt?“

Pjotr sah ehrfürchtig zu dem Weisen auf. „Keineswegs, Väterchen, keineswegs. Es geht alles ganz gut. Seit Hund und Hühner draußen sind, merkt man schon eine Erleichterung. Nur die Ferkel sind so unruhig und machen Lärm.“

„Wenn es sonst nichts ist“, meinte der Weise, „die Ferkel sind doch jetzt schon groß. Gib sie einfach in den Kofen.“ Er wandte sich zum Gehen. „Und wenn dann die Schwiegertochter vor der Niederkunft ist und du für dein Enkelkind Platz brauchst, gibst du eben auch die Kuh und das Schwein in den Stall.“

„Du bist wirklich ein weiser Mann, Väterchen“, sagte Pjotr später bei der Taufe. „Wir sind jetzt um eines mehr als früher, und trotzdem, seit Kuh und Schwein aus der Hütte sind, haben wir so viel Raum...“

Das Boot der Träume

Ibrahim und Barak trafen auf einen kleinen Buben, der am Bachrand mit einem aus Rinde geschnitzten Boote spielte. Es trieb lustig in einer kleinen Bucht umher; aber plötzlich wurde es von einer Welle erfaßt, in den Bach hinausgerissen und davongetragen. Das Kind brach in Tränen aus.

„Dummer Kerl!“ sagte Barak.

„Oh, nun ist mein schönes Schiff verloren!“ weinte der Knabe.

„Nicht verloren, Freund“, sprach der alte Ibrahim, indem er ihn zu sich heranzog. „Schau, dein Schiff fährt schön und stolz den Bach hinab zum großen Fluß, und der Fluß trägt es hinab aufs Meer und weit in die Ferne. Und aus deinem kleinen Rindenschifflein wird auf der Reise ein großes Schiff. Später einmal, wenn du selbst groß und ein junger Mann geworden bist, fährst du viel-

leicht auch auf dem Fluß und übers Meer und kommst zu fremden Städten und fernen Ländern. Da wirst du viele, viele Schiffe sehen; aber das schönste von allen wird deines sein.“

„Mein Schiff“, murmelte das Kind und sah mit glänzenden Augen dem schnellen Bach nach, der sein Rindenboot längst außer Sicht getragen hatte. Seine noch von den letzten Tränen feuchten Augen waren voll Traum und Glück...

„Immer machst du solche Faxen“, sprach Barak verdrießlich, als sie weitergingen. „Wenn er aufs Meer hinauskommt, wird sein Schiff als elendes Wrack an ihm vorübertreiben.“

Der alte Ibrahim lächelte in seinen Bart und sagte: „Er wird es nicht erkennen — oder wenn er es erkennt, wird es ihm doch das schönste aller Schiffe sein.“
Max Barth



Togal

hat sich in 46 Ländern der Welt
hervorragend bewährt bei

Rheuma

Arthritis · Ischias

Nervenschmerzen

Hexenschuß

Kopfschmerzen

Erkältungen

Grippe



Millionenfach erprobt

ist die rasche und zuverlässige Wirkung von Togal, sie wird bestätigt durch die Forschungsergebnisse von Professor Dr. Bürgi-Bern. Togal befreit schnell und zuverlässig von quälenden Schmerzen. Darüber hinaus bekämpft es die Schmerzursache und greift dank seiner potenzierten Wirkung den Krankheitsherd direkt an. Ein zuverlässiger Helfer ist Togal auch bei den Unpäßlichkeiten des Alltags, bei Überanstrengung, Wetterempfindlichkeit, Zahnschmerzen und in den kritischen Tagen. Togal verdient auch Ihr Vertrauen - ein Versuch wird Sie überzeugen! Togal ist im In- und Ausland in Apotheken erhältlich.
Preis DM 1.40 und DM 3.50

**Werden Schmerzen Dir zur Qual
Rasch und sicher hilft TOGAL!**

Für jeden Arm und jede Uhr

Nur echt mit Marken-ELASTOFIXO- und

Das Elastofix

UHRARM BAND
dehnbar · verschlußlos
bewährt und unerreichbar
von

Erhältlich in „Goldanker“-Walzgold-Doublee, Edelstahl und in 14 Kt. Gold in allen guten Fachgeschäften.

Wenn alle Mittel versagen:

mit „**Hollywood-Format**“ vollendet schöne Büste, tadellose Figur!
Das Geheimnis beliebter Filmstars bleibt auch Ihr Geheimnis. Ohne Kosmetika, med. Mittel und dergl. verschafft Hollywood-Format **sofort** die gewünschte Form. Zahlreiche Dankschreiben. Rückgaberecht. DM 19,85 Voreinsendung oder Nachnahme zuzüglich Gebühr

Kein Schaumgummi

FORMAT-VERSAND BRAUNSCHWEIG · Postfach 868/201

Bestecke

ab Fabrik
Teilzahlung
Katalog frei

Carl Mertens
Solingen 400



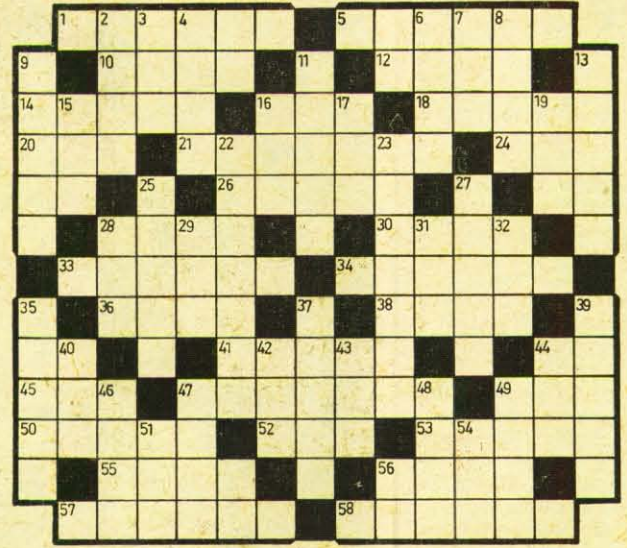
Kluge Frauen

wählen nur die zweckgestaltete Kruse-Küche, weil sie gediegen, für jede Küche passend, jederzeit zu ergänzen, preiswürdig, bequem und praktisch ist.

Prospekte gratis.

Gebrüder Kruse, Möbelfabrik, Melle 115/Hann.

KREUZWORTRÄTSEL



Waagrecht: 1. Sagenheld um Karl d. Gr., 5. Gottheit der Indianer, 10. Nähmaterial, 12. Festkleidung, 14. Himmelskörper, 16. Fisch, 18. groß. Hund, 20. Fußballerfolg, 21. Ozean jenseits der Polarkreise, 24. Hinweis, 26. Unterschied, 28. Kratersee, 30. Witterungsgrad, 33. Sumpf, Moor, 34. Wochentag, 36. Hafenstadt in Italien, 38. Erdschicht, 41. Mündungsarm der Weichsel, 45. griech. Buchstabe, 47. Jahrbücher, 49. japan. Münze, 50. modernes Peilgerät, 52. Gliedmaße, 53. Rhône-Zufluß, 55. Stadt u. See in Pennsylvania, 56. Verbannung, 57. nahe Verwandte (Mehrz.), 58. dtsh. Maler (1471 bis 1528).

Senkrecht: 2. menschenfressender Riese, 3. Menschenaffe, 4. engl. Komponist (1710 bis 1778), 6. trichterförmig, 7. Garnknäuel, 8. Feingefühl, 9. Herbstblume, 11. Fallklotz, 13. mitteleurop. Hochgebirge, 15. Lebensende, 16. nordische Gottheit, 17. Fels, Schiefer, 19. Gefrorenes, 22. Geisteskrankheit, 23. Begleitung, Geleit, 25. Edelsteingewicht, 27. Lebensdauer, 28. Gesindel, Plebs, 29. Adler (poet.), 31. Sammlung von Aussprüchen, 32. Geschehnis, Handlung, 35. erster deutscher Reichspräsident, 37. ungeborenes Geschlecht, 39. franz. Maler (gest. 1883), 40. Insel bei Neuseeland, 42. Volksstamm auf Feuerland, 43. Bergtrift, 44. span. Küstenfluß, 46. Gesellschaftsklasse, 48. Wassernymphe, 49. Fluß in Unteritalien, 51. Gattungsbegriff, 54. englische Anrede.

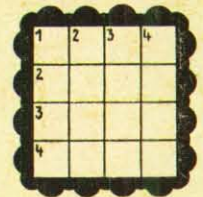
SILBENRÄTSEL

Aus den Silben: an — ar — bel — bert — big — bo — chi — den — der — do — dom — e — e — e — fa — ga — gel — hi — horn — is — ka — ke — kel — ki — kon — kra — lei — li — lie — lo — man — mi — mu — na — ne — ne — ni — nich — nit — ohr — ra — re — te — schel — se — sonn — tag — tel — to — ter — ton — trakt — tru — u — u — ve — ver — wols — zett — zi

1. Englische Hafenstadt, 2. Säurefester Kunststoff, 3. Katholische Frühmesse im Advent, 4. Wetterfester Stoff, 5. Pommerische Insel, 6. Sippengemeinschaft, 7. Ehem. Präsident der USA, 8. Gesetzlicher Ruhetag, 9. Altgriech. ärmelloses Gewand, 10. Kleiner Karpfenfisch, 11. Tonstück für drei Singstimmen, 12. Tabakerzeugnis, 13. Einheimischer Sumpfvogel, 14. Bekannte Heilpflanze, 15. Eisenstift, 16. Berg bei Oberstdorf/Allg., 17. Ehem. deutscher Reichspräsident, 18. Russischer Diplomat (1871-1925), 19. Evangelischer Kirchenliederdichter, 20. Bez. für ein Gefährt, 21. Teil des Ohres, 22. Begründ. d. organ. Chemie (1803-1873), 23. Gleichwort für Vertrag.

sind 23 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben — von oben nach unten gelesen — einen Ausspruch von Präsident Hampe (Bundesanstalt für zivilen Luftschutz) ergeben. (ch = 1 Buchstabe.)

MAGISCHES QUADRAT



d, e e e e e e e, i i, l, n, r, r, s s

Die Buchstaben ergeben, richtig eingesetzt, vorwärts und rückwärts gelesen, waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter folgender Bedeutung: 1. Weiser — Lasttier, 2. Nebenfluß der Fulda — Vortrag, 3. Astrolog Wallensteins — weiblicher Vorname, 4. nordamerikanischer See — einheimischer Name Irlands.

Nicht wie bei uns

In Texas gibt es Landstriche, in denen Regen eine Art Naturwunder ist. Jüngst kam ein Reisender aus New York in eine dieser staubtrockenen Gegenden. An einer Tankstelle kam er mit einem Einheimischen ins Gespräch.

Um überhaupt etwas zu sagen, äußerte der Reisende: „Ich hoffe, es wird bald Regen geben.“

„Das hoffe ich auch“, sagte der Einheimische. „Es ist ja nur meines zwölfjährigen Sohnes wegen. Ich habe schon mal Regen gesehen.“

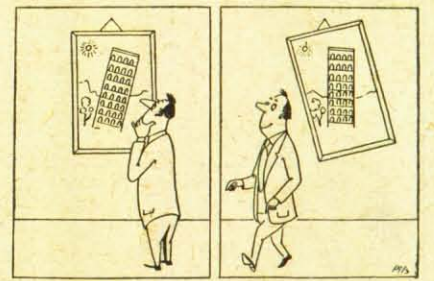


„Wo bloß meine Hosenträger geblieben sind?“

Bescheiden

Als der sehr selbstbewußte Dichter Gabriele d'Annunzio in Frankreich lebte, erhielt er einen Brief, dessen Anschrift lautete: „Dem größten Dichter Italiens.“

Gabriele d'Annunzio aber verweigerte die Annahme mit dem Hinweis, er sei „nicht der größte Dichter Italiens, sondern der Welt“.



Der schiefe Turm von Pisa

Schwierig

„Spartanisch muß man leben, dann wird man auch alt!“ rief der Naturapostel. „Sehen Sie mich an: ich rauche nicht, trinke nicht und esse nur vegetarisch. Darum kann ich morgen auch meinen 80. Geburtstag feiern!“

„Wie denn?“ fragte einer der Zuhörer.

PRÜFEN SIE IHR TEMPERAMENT

Daß allzuviel ungesund ist, merken wir häufig an Menschen, denen die Natur ein hitziges Temperament mitgegeben hat. Aber auch die gar zu fischblütigen Zeitgenossen haben es oft nicht leicht. Ob Sie ein Zuviel oder Zuwenig an Temperament mitbringen, wird sich daran zeigen, wie Sie die nachstehenden 12 Fragen beantworten. Die Punktzahl ist hinter jeder Frage angegeben:

	Ja	Nein
1. Sind Ihnen laut sprechende Menschen ein Greuel?	0	3
2. Schimpfen Sie hinter einem Autofahrer her, wenn er Sie im Vorbeifahren in eine Staubwolke hüllt?	4	0
3. Ist Rot oder Gelb Ihre Lieblingsfarbe?	2	0
4. Sind Sie im Spiel ein guter Verlierer?	0	3
5. Können Sie unbeteiligt bleiben, wenn um Sie herum scharf diskutiert wird?	0	3
6. Glauben Sie, daß Sie im Grunde Ihres Wesens schüchtern sind?	0	2
7. Essen Sie rasch und hastig?	2	0
8. Verlassen Sie schon einmal ein Kino während der Vorstellung, weil Ihnen der Film nicht gefiel?	3	0
9. Können Sie die absurde Meinung Ihres Gesprächspartners anhören, ohne ihm dazwischenzufahren?	0	4
10. Plaudern Sie manchmal mehr aus, als Sie eigentlich wollten?	3	0
11. Glauben Sie, daß der erste Eindruck immer der richtige ist?	4	0
12. Protestieren Sie laut und heftig, wenn in einem Laden ein nach Ihnen kommender Kunde vor Ihnen bedient wird?	2	0

Wer 0—7 Punkte für sich zusammenzählt, treibt die Kaltblütigkeit entschieden zu weit. Etwas mehr Temperament könnte nicht schaden. Wer 8—15 Punkte erreicht hat, ist vor ungezügelter Handlungsweise zu warnen, aber man wird ihm manchmal auch den Vorwurf der Leidenschaftslosigkeit nicht ersparen können. Bei 16—26 Punkten kann man schon von einem recht temperamentvollen Menschen sprechen, dem ein wenig mehr Beherrschung manchmal ganz gut täte. Bei 27—35 Punkten schließlich spielen Vorwitz und Jähzorn eine größere Rolle, als ihnen zukommen sollte. Eine gründliche „Überholung“ des eigenen Ichs wäre hier dringend zu empfehlen.

ZB Illustrierte · Zeit-Berichte + Zeit-Bilder für Menschen im Atomzeitalter · Ersch. 14tägl. im Verlag Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstraße 39-41, Ruf 213 61

Chefredakteur: Fried. Walter Dinger · Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Dora Bier

Redaktion: Köln, Hansahaus am Friesenplatz, Telefon 57194. Vertriebsleitung: Eckhard Gudowius. Anzeigenverwaltung: Münchner Buchgewerbehaus GmbH. Verantwortlicher Anzeigenleiter: i. V. Johannes Seifert. Druck: Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstraße 39-41. Z. Z. ist Anzeigenpreisliste Nr. 1 gültig. Alleinauslieferung für Österreich: Horawa & Co., Wien, Wollzeile 16, Preis S 2.80. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien 1, Freyung 11. Alleinauslieferung für das Saargebiet: Josef Leismann, Saarbrücken III, Johannisstraße 4. Preis ffrs 45.— einschließlich Zustellgebühr. Manuskripte und Bilder nur an Redaktion, bei Einsendungen Rückporto beifügen. Bezugsbedingungen: Die ZB-Illustrierte erscheint 14tägl. Einzelpreis 40 Pf., Jahresabonnement 10.40 DM plus örtlicher Postzustellgebühr. Bestellungen nehmen der Verlag und alle Postämter entgegen.

Auflösungen aus Nr. 9

Kreuzworträtsel Waagrecht: 1. Buerger, 5. Golf, 6. Isis, 8. Rede, 9. Senf, 11. Elemi, 13. Timor, 14. Anzug, 16. Dar, 18. Luga, 21. Ceres, 23. Norma, 25. Krug, 26. Teig, 27. Isar, 28. Hain, 29. Allmers. Senkrecht: 1. Bode, 2. Ulema, 3. Essig, 4. Riem, 5. Geld, 7. Snob, 8. Reinick, 10. Freytag, 12. Indus, 13. Turan, 15. Zug, 17. Peri, 18. Legal, 19. Notar, 20. Emin, 22. Rusa, 24. Reis. — Luftschutz ist Allgemeinnutz.

Silbenrätsel: 1. Notturmo, 2. Unitarier, 3. Rosalinde, 4. Dardanellen, 5. Ingrid, 6. Estomibi, 7. Serviette, 8. Altoum, 9. Chinchilla, 10. Evakuation, 11. Ithaka, 12. Sundgau, 13. Tartüff, 14. Vorarlberg, 15. Ernani, 16. Regimentsstab, 17. Legalität. — Nur die Sache ist verloren, die man aufgibt.

Die Eieruhr: 1. Rossi, 2. Osiris, 3. Rossi, 4. Rosi, 5. Rio, 6. Io, 7. i, 8. Ei, 9. Lei, 10. Eile, 11. Leier, 12. Relief, 13. Pfeiler.

die kleine



Erste Hilfe

Weil er eine Dame geohrfeigt hatte, stand ein Polizist in Christchurch (Neuseeland) vor Gericht. Er begründete seine Schlagfertigkeit damit, daß es sich um eine Maßnahme der Ersten Hilfe gehandelt habe. Die Dame habe einen hysterischen Anfall erlitten und sei nur durch diese Sofortmaßnahme wieder zur Vernunft gebracht worden. Er wurde freigesprochen, nachdem drei Ärzte die Wirksamkeit dieses Verfahrens bestätigt hatten.



Ratenweise

Etwa 30 000 überflüssige Napalm-Bomben werden bei Denver in den Rocky Mountains vernichtet. Die Brandbomben dieses Typs gehören zu den entsetzlichen Waffen des modernen Krieges. Es werden zwei Jahre vergehen, ehe man die 30 000 Bomben vernichtet haben wird, da Napalm-Bomben eine so riesige Hitze entwickeln, daß man immer nur wenige auf einmal „abbrennen“ lassen kann.

Hochhaus bis zum Schluß

In Tokio hat der Raummangel zum Bau des ersten Hochhaus-Friedhofes der Welt geführt. Dieses Hochhaus enthält 9000 kleine Räume, die je sechs Urnen bergen.

Bombenentschürung

„In meinem Garten liegt eine Bombe“, meldete eine alte Frau der Feuerwache von Rawmarsh in Mittelengland. Prompt erschien ein Sprengkommando — noch prompter rückte es ab, als sich die „Bombe“ als das Gewicht einer Standuhr erwies.

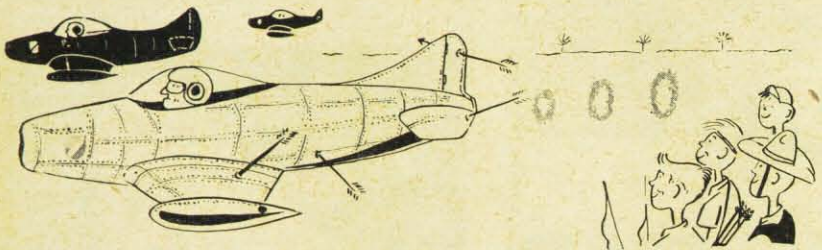


Spezialistenüberfluß

Die Polizei Singapurs hat das Gangstertum derartig erfolgreich bekämpft, daß die Millionäre sorglos werden und anfangen, ihre Leibwachen zu entlassen. Inzwischen ist die Zahl der stellungssuchenden Leibwächter auf 53 angewachsen. Ihre Unterbringung macht einige Schwierigkeiten, da sie sich spezialisiert haben. „Etwas anderes können wir nicht“, beteuern sie — „höchstens, daß wir selbst Gangster werden.“

Düsenjäger-Abwehr

Die bei Chicago stationierten Düsenjäger haben sich beschwert, weil mit Pfeil und Bogen bewaffnete Jungen begeistert auf die landenden Maschinen schießen.



Blumiges aus der Bibel

Sieben Jahre hat Mrs. Winifred Walker in New York damit ausgefüllt, alle 116 in der Bibel genannten Bäume, Sträucher und sonstigen Pflanzen zu malen. Sie malte die Pflanzen aber nicht nach den Namen, die die Bibelübersetzer ihnen gegeben haben, sondern nach den Identifizierungen der modernen Forschung. Danach ist der Apfel des Paradieses eine Aprikose, die Rose von Scharon eine Tulpe, die „Lilien auf dem Felde“ läßt sie nur als Mohn gelten.

Schuß im Schlaf

Antonio Domino in Palermo, ein passionierter Schlafwandler, durchwanderte eines Nachts sein Zimmer, öffnete eine Kommodenschublade, entnahm ihr eine gesicherte Pistole, die er entscherte. Mit der Waffe in der Hand setzte er seinen Schlafwandel fort. Plötzlich hörten seine Angehörigen, die im Nebenzimmer schliefen, einen Knall und einen Aufschrei. Der

nachwandlerische Schütze hatte sich im Schlaf die Hand durchschossen.

Planeten-„Kolonisation“

Die Weltraumfahrt-Pläne machen Fortschritte. Für das 21. und 22. Jahrhundert beginnt man damit zu rechnen, andere Planeten zu „kolonisieren“. Um das Jahr 2000 herum können Raumschiffe ein gebräuchliches Verkehrsmittel geworden sein, mit denen man dann den Mond besucht. Diese Vorhersage machte der Chefingenieur der Raketentechnik der Firma „De Havilland“, A. V. Cleaver. Die Anhänger der astronautischen Bewegung auf der ganzen Welt seien der Ansicht, daß sich der interplanetarische Verkehr gegen Ende dieses Jahrhunderts schon verwirklichen lasse. Man sei überzeugt davon, daß etwa bis zum Jahre 1975 bemannte, künstliche Erdsatelliten entwickelt seien, die zur militärischen Aufklärung und als Kurzwellen-Relais-Stationen dienen könnten.

Um das Jahr 2000 herum würden Ausflüge auf den Mond nichts Utopisches mehr sein.

Elektronische Düfte

In amerikanischen Kinos ist neuerdings eine duftverbreitende Elektronen-Einrichtung eingebaut, die das Publikum je nach Wunsch mit 200 verschiedenen Blumendüften überrieseln kann.

Laden- und Gaststättenbesitzer haben neuerdings die Möglichkeit, Werbetrübsachen zu verschicken, die deutlich nach Schokoladenkuchen oder geräuchertem Schinken duften.

Alle sechzehn

Der junge Hirte Luigino Ferrari aus Tiarno de Sotto in der Nähe des Gardasees büßte bei einem Gewitter seine gesamte Herde von 16 Ziegen ein. 14 Tage lang suchte er vergeblich, schließlich fand er sie am Fuß eines Felsens in gräßlicher Verfassung. Sie

lagen nebeneinander, jeder Ziege war der Kopf vom Rumpfe abgetrennt.

Man nimmt an, daß ein Blitzstrahl die Tiere getötet hat, die unter dem Felsen Schutz gesucht hatten. Wahrscheinlich war er in eins der metallenen Halsbänder eingeschlagen und durch das Metall sämtlicher Halsbänder der eng aneinander gedrängten Tiere hindurchgewandert. Die Hälse der Tiere verkohlten, dadurch lösten sich die Köpfe von den Körpern.

die kleine



die kleine



die kleine



die kleine



die kleine



die kleine



die kleine



die kleine



die kleine



die kleine



FL 17A

VIEW-MASTER IN JEDER FAMILIE

Eine Freude für die ganze Familie, besonders aber für Kinder, sind die herrlichen, plastischen VIEW-MASTER-Farbbilder. Sie zeigen die Schönheiten und Wunder unserer Welt, sind unterhaltend und lehrreich zugleich.

Dabei ist die Anschaffung nicht kostspielig: Betrachtungsgerät (Stereoskop) DM 14,85, jede Bildscheibe nur DM 1,95. Illust. Prospekt Z 56 kostenlos durch den Fotohandel oder

VIEW-MASTER DEUTSCHLAND, DR. BÄUERLE & CO. KG., MÜNCHEN 22

Potati

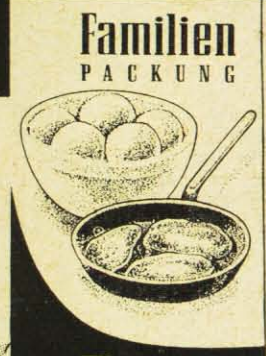
KARTOFFELKNÖDEL REIBEKUCHEN

Eine **Haushaltpackung** kostet **0,98 DM** und ergibt bis zu 1000 g fertigen Teig.

Eine **Familienpackung** kostet **1,25 DM** und ergibt bis zu 1280 g fertigen Teig.

Potati ist ein reines Naturprodukt, hergestellt aus besten Speisekartoffeln. POTATI ist ein modernes Erzeugnis, weil es der Hausfrau die umständliche und langwierige Arbeit des Waschens, Schärens, Reibens und Auspressens abnimmt. In wenigen Minuten können aus POTATI Knödel (Klöße), Reibekuchen (Kartoffelpuffer, Reiberdatschi, Kartoffelpfannkuchen), Reibe-Plätzchen und noch viele andere schmackhafte Gerichte hergestellt werden. Alle diese Gerichte gelingen mit POTATI immer. Ohne Mühe bringen Sie mit POTATI lockere Knödel oder delikate Reibekuchen auf den Tisch. Sie schmecken wie hausgemachte.

Die genaue Gebrauchsanweisung finden Sie auf jeder Packung.



Rotti

Gesellschaft m. b. H. München 34

DEINE NERVEN ENTSCHEIDEN ÜBER DEIN GLÜCK UND DEINEN ERFOLG

Mit den Nerven ist es wie mit den Frauen: diejenigen sind die besten, über die man am wenigsten spricht. Was aber nimmt in Artikeln und Gesprächen sehr viel Raum ein? Eben die Nerven. Man klagt über Nervosität und Neurosen.

Um unsere Nerven ist es wirklich nicht zum besten bestellt. Die Hetze und der Lärm unseres Alltags zehren an unserer Nervensubstanz, die Berufsarbeit tut ein übriges — besonders bei Frauen. Ehrgeiz, die Notwendigkeit, mit jüngeren, elastischeren Menschen Schritt zu halten, reiben uns auf. Bei Frauen kommt noch hinzu, daß sie in den meisten Fällen einen Beruf nicht ausüben, weil sie Freude daran haben, sondern weil die Notwendigkeit sie dazu zwingt, sich in einer Weise zu betätigen, die ihre eigentlichen Anlagen gar nicht zur Entfaltung kommen läßt. Dieser ständig unterdrückte Anteil des weiblichen Ich rächt sich in aller Stille, aber sehr spürbar. Gereiztheit, Müdigkeit sind der Beginn von organischen Leiden, die auf nervöser Grundlage beruhen. Kreislaufleiden und Magengeschwüre, Schilddrüsenerkrankungen nehmen erschreckend zu. Im Anfang sind sie noch keine echten Krankheiten, sondern die warnende Stimme, die das gequälte Nervensystem und der überforderte Körper erheben. Schenkt man diesen Mahnern rechtzeitig Gehör, so ist noch alles zu retten.

Freilich, ein Berufswechsel ist nicht immer durchführbar. Wohl aber kann man seinen Ehrgeiz dämpfen oder seine Bedürfnisse einschränken. Es lohnt nicht, für den Erwerb eines Pelzmantels oder eines Autos seiner Leistungskraft das Äußerste abzufordern. Wer bescheidener und ruhiger lebt, lebt nicht nur glücklicher, sondern auch erfolgreicher. Arbeit, in Ruhe und Ausgeglichenheit geleistet, bringt auf die Dauer mehr Zufriedenheit und auch beruflichen Erfolg als Arbeit, die in Geetztheit und darum mit Widerwillen getrieben wird.

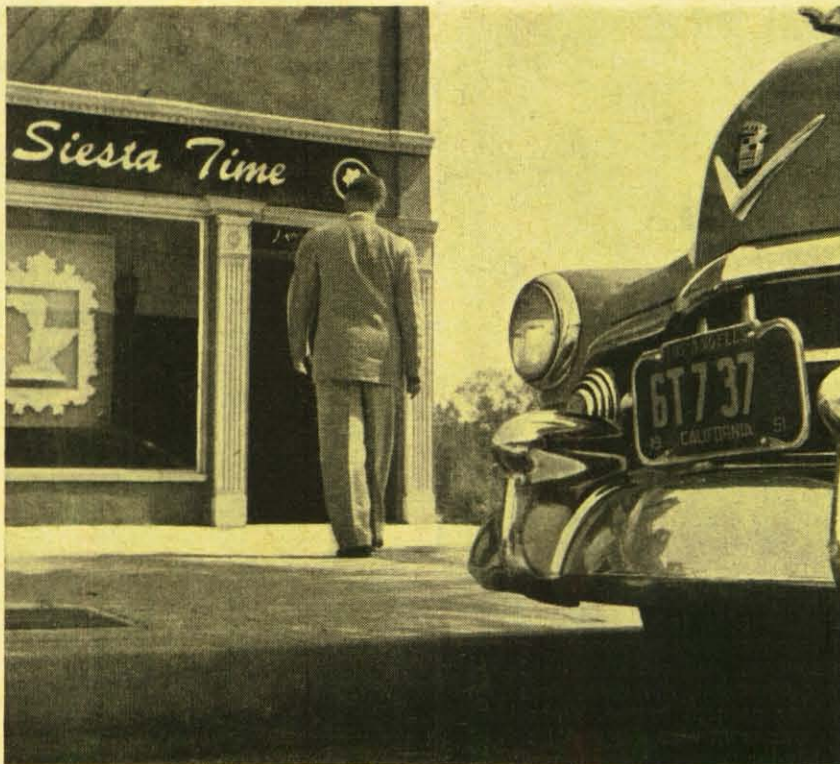
Den meisten von uns ist infolge der ständigen seelischen Fehllage das Gefühl für das, was uns wirklich frommt, verlorengegangen. Nur ganz wenige besinnliche Naturen spüren noch etwas von dem Eigenrhythmus, den die Natur jedem Lebewesen eingepflanzt hat und der sein sicherster Wegweiser zu richtigem Verhalten ist. Überspielen wir diesen Rhythmus immer wieder, so gibt es die berüchtigten „Pannen“. Wir sagen dann: „Heute geht alles daneben, heute erbe ich meinen schwarzen Tag.“ Das Ergebnis ist: Ärger, Ärger und wieder Ärger. Und schließlich Krankheit...

In der Schweiz wurde deshalb für den gehetzten Menschen unserer Tage die BIO-Uhr erfunden. „Zur richtigen Zeit das Richtige tun heißt bei weniger Anstrengung mehr leisten“, war der Leitgedanke der Konstrukteure dieses Lebenskompasses. Die Uhr wird auf das Geburtsdatum ihres Besitzers eingestellt und zeigt dann von 14 Tagen zu 14 Tagen seine Leistungskurven an.

In den USA dagegen hat Mister James Rohan eine Entspannungsbehandlung entwickelt. Mit körperlichen Übungen und Musik erreicht er bei seinen Patienten einen Zustand völliger Ruhe, aus dem den Erschöpften neue seelische Kraft zuströmt.



Unter den Händen und Blicken Mister James Rohans hat Miß Rae Anne Rawlston ihre Ruhe gefunden. Völlig entspannt liegt sie in der schön und elegant ausgestatteten Koje des Studios „Ruheborn“. Mister Rohan hat es in Beverly Hills in den USA für die geplagten Menschen seiner Stadt eingerichtet. Viele Überhitzte finden sich dort ein.



„Ruhezeit“ steht vor der Tür von Mister Rohans Studio. Fred Ingall, Werbeleiter bei einer riesigen Agentur, findet diese Zeit nur dort. Bei den erprobten Übungen, die Stimme Mister Rohans oder sorgsam ausgewählte Musik im Ohr, vergißt er Auto und Geschäfte. Erfrischt wird er alsbald das Haus verlassen, bis er wieder Hilfe nötig hat.



Schulterentspannung ist der Anfang. Aber diese Hausfrau und Mutter von drei Kindern kann ihre Sorgen nicht ganz hinter sich werfen. Noch im Studio zerren sie an ihren zitternden Nerven.



Das Wartezimmer ist besetzt. Mister Rohans Studio „Ruheborn“ ist sehr beliebt. Werbeleiter Ingall und Rae Anne Rawlston, eine Fernsehautorin, warten, bis Kojen frei werden. Noch sind sie nicht dran. Aber sie fassen sich gern in Geduld.



Kragen öffnen und Gürtel lösen — das ist für die Entspannung wichtig. Ingall streckt sich bequem auf dem Ruhebett aus. Er wähnt sich in einer anderen Welt, in der es keinen Ärger gibt.

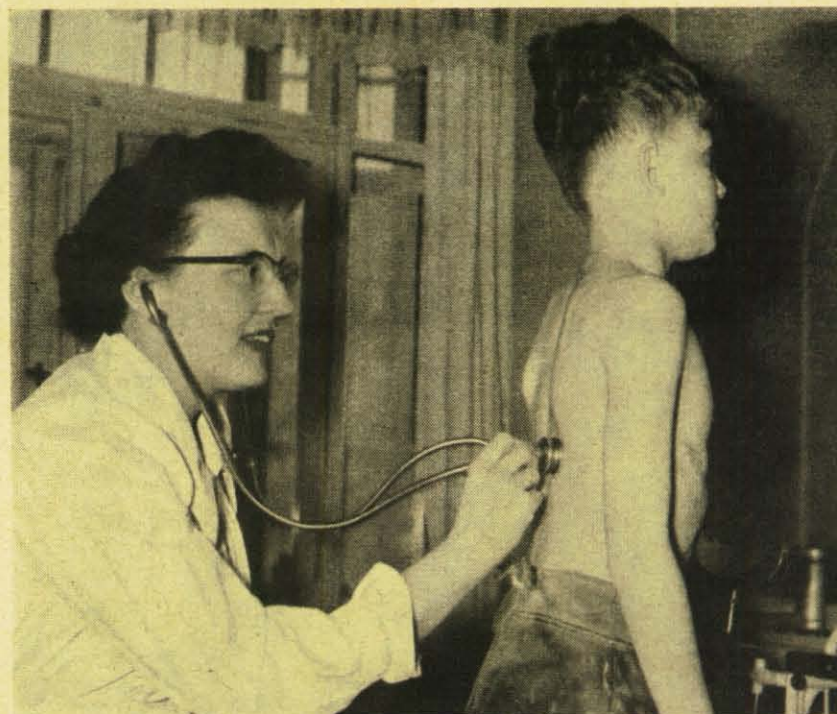


Stolz, lächelnd und elegant schreitet Monika die Treppe herab. Gleich wird sie — verfolgt von bewundernden Blicken — tänzelnd über den Laufsteg gehen. Das Mannequin Monika hat Erfolg. Zielstrebig ist sie ihren Weg aus einer freudlosen Jugend in Hinterhöfen bis hierher in die glanzvolle Atmosphäre der Modeschauen gegangen. Ihr Ehrgeiz besiegte alle Widerstände. Was aber nun? Gallenkoliken quälen sie. Oft muß sie die Zähne zusammenbeißen, um charmant zu erscheinen. „Wechseln Sie Ihren Beruf“, sagt der Arzt. Monika aber glaubt nicht, daß ihr Ehrgeiz ihre Gesundheit untergrub. Wenn sie nicht bald Vernunft annimmt, wird sie ernstlich krank.

NEUROSEN, DIE RACHE MISSHANDELTEN NERVEN

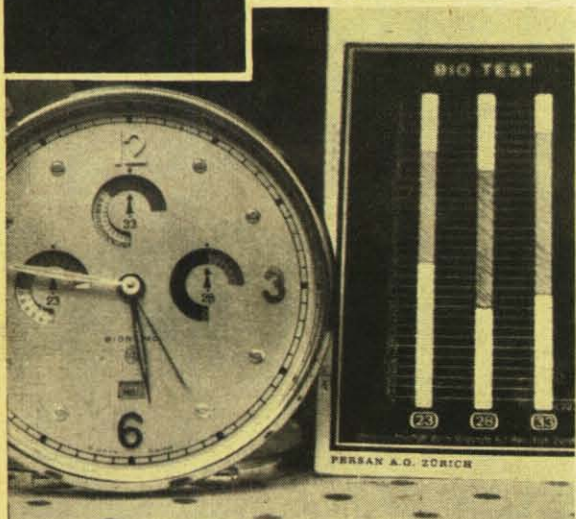


Viel Geld verdienen wollte Gertrud, das „Mädchen vom Lande“, in der großen Stadt. Aber jetzt schmerzt ihr Rücken unablässig. Dabei verrichtet sie nur eine leichte Arbeit. Weiß sie, daß ihre heimliche Sehnsucht nach den heimatlichen Feldern und Wäldern dieses Übel verursacht hat? Ihr Rücken protestiert gegen den ungeliebten Beruf.



Selbst Ärzte sind vor Neurosen, diesen geheimnisvollen Erkrankungen mit seelischen Ursachen, nicht sicher. Frau Dr. L., eine Kinderärztin von Rang, war sehr erstaunt, als ihr ein Fachkollege sagte: „Sie sind zu empfindlich für die Härte des Arztberufes. Eigene Kinder sollten Sie haben...“ Er sprach damit nur ihren ganz geheimen Lebenswunsch aus.

BIN ICH HEUTE GUT IN FORM? DIE BIO-UHR GIBT AUSKUNFT



Bin ich heute auf Draht...? Diese Frage beantwortet die BIO-Uhr. Schweizer Techniker haben sie erfunden, um die Vielbeschäftigten ihre körperliche, seelische und geistige Leistungsfähigkeit kennen zu lehren. Der Mensch ist wie jedes Geschöpf den Rhythmen der Natur unterworfen. Die BIO-Uhr, auf das Geburtsdatum ihres Besitzers eingestellt, verfolgt diesen Rhythmus und hilft unnütze Kraftvergeudung verhüten.



Erfolg im sportlichen Kampf wie im beruflichen Alltag hängt von der Rhythmenlage ab. Namhafte Sportgrößen wissen das. Sie sind die eifrigsten Verfechter der Wissenschaft von den Lebensrhythmen und ziehen sie bei Training und Wettkampf zu Rate. Dabei benutzen sie eigentlich nur Erkenntnisse, die bereits der bedeutendste Arzt des Altertums, der Grieche Hippokrates, für die Behandlung verwertete.



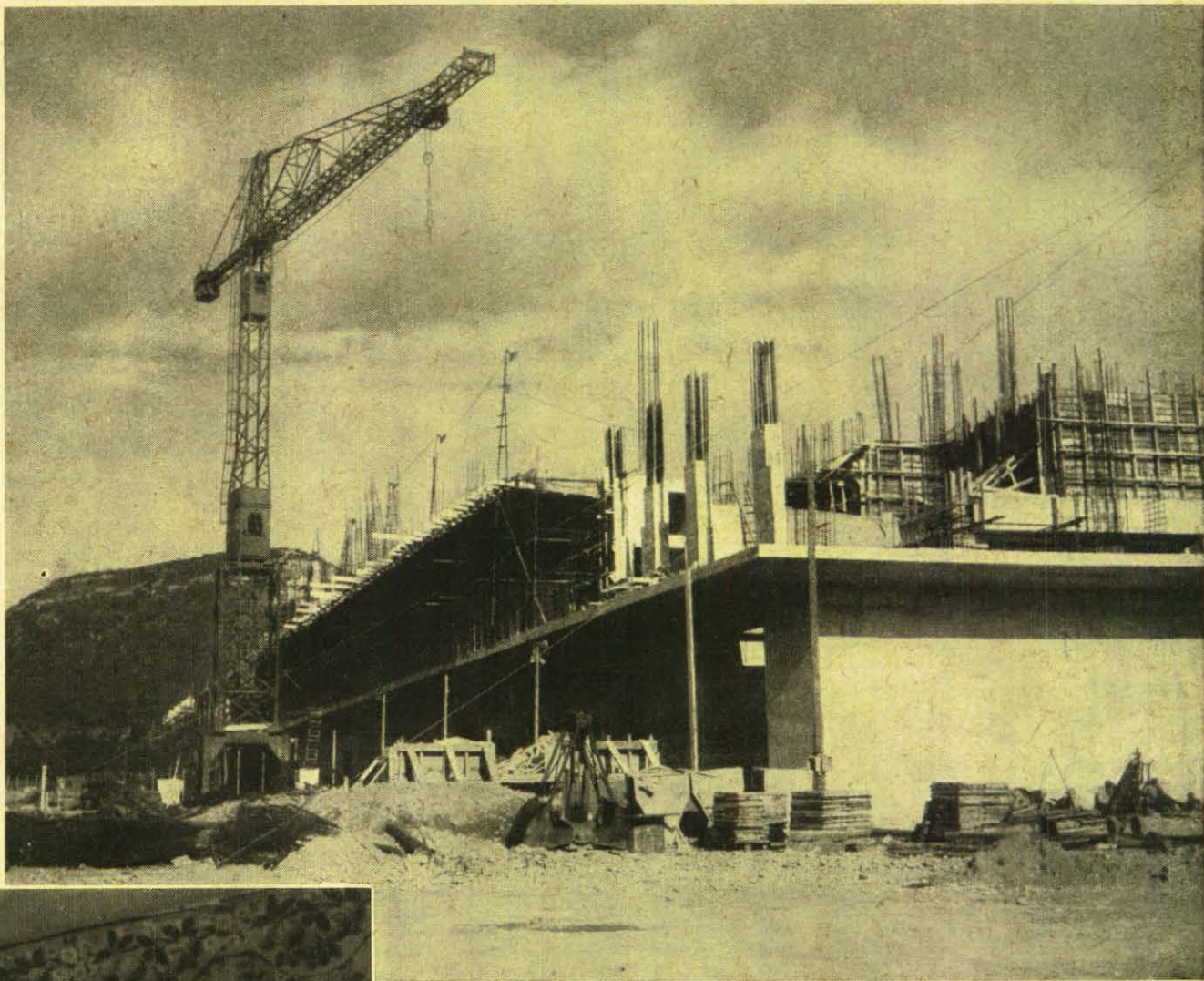
Alle Tototipper müßten die Rhythmenlage der spielenden Mannschaften kennen, dann wären ihnen die Gewinne gewiß. Wer Geburts- und Stichtage aller Spieler weiß, kann mit fast hundertprozentiger Sicherheit den Sieg oder die Niederlage einer Mannschaft voraussagen. Kartenlegen, Würfeln oder Befragung anderer Orakel — das alles wäre dann überflüssig. Bis dahin muß man sich aber anders behelfen beim Tippen.

MARCOULE

Fluch oder



Diese Tafel besagt: „Zentrale für Atomenergie — Plutoniumwerk Saint Gobain — Versuche und allgemeines Unternehmen.“ Um das Werk auf der grünen Halbinsel von Véron, die durch den Zusammenfluß von Vienne und Loire gebildet wird, ist ein kleiner „Atomkrieg“ ausgebrochen. Die drei Gemeinden Vienne, Savigny und Saint-Germain sind die Anlieger. Und der Streit der Meinungen schlägt hohe Wogen. Hier soll die Atomenergie zu friedlichen Zwecken verwendet werden. Aber wie wird sich das auf das Land und auf die Menschen auswirken? Wird das neue Werk für sie Ruin oder Wohlstand bedeuten? Keiner kann es im voraus sagen, und so erwarten alle mit Spannung die Inbetriebnahme der Atom-Zentrale. Alle Bewohner der Umgebung sind sich jedoch in einem Punkt einig: Sie hätten lieber eine neue, schöne Brücke über die Loire gehabt an Stelle der altertümlichen Fähre, die Candes mit Savigny verbindet. Aber wer weiß, vielleicht wird mit der Vollendung des Werkes auch dieser Wunsch in Erfüllung gehen. Dem Reporter gelang diese Aufnahme aus dem Atom-Kraftwerk, kurz bevor die Tore für alle Außenstehenden geschlossen wurden. Jetzt wird es Ernst mit dem Atomwerk.



Eine richtige Festung wird dieses gewaltige Plutonium-Werk werden, das hier aus der Erde schießt. Plutonium ist nämlich nicht nur radioaktiv, sondern auch sehr giftig. Deshalb werden für die Arbeiter besondere Schutzmaßnahmen getroffen werden müssen. Das Personal soll im oberen Stockwerk arbeiten, und alle Arbeitsgänge sollen ferngesteuert werden. Nur so ist ein wirklicher Schutz möglich. Von 1957 ab wird das Werk 15 kg Plutonium jährlich erzeugen. Diese Menge Atombrennstoff soll auf 50 kg steigen.



Piarré Péan aus Savigny gehört zu den „Gemäßigten“ im Atomstreit. „Urteilen wir nicht zu schnell“, entschied er. Monsieur Oger, pensionierter Ingenieur, ist wenig optimistisch. Er glaubt, daß die Brunnen vergiftet, die Wäsche verbrannt und die Speisen verdorben werden. Mademoiselle Denis, Lehrerin und Bürgermeisterin von Candes (313 Einwohner), sagte begeistert: „Von dieser Höhe aus blicke ich in die Zukunft. Denn die Landschaft bleibt erhalten, und die Touristen werden herbeiströmen.“ Mit einem großen Fremdenstrom rechnet auch Monsieur Boucher, Präsident der Touristenvereinigung von Chinon. Wer von ihnen wird recht behalten?



Der Direktor der Atom-Zentrale von Marcoule, Monsieur de Rouville, erläutert vor Pressevertretern ein Modell der riesigen Anlage. Er weist auf die Stelle, an der sich die Uraniumsäule G. 1 befindet. Im Vordergrund werden die Säulen G. 2 und G. 3 errichtet werden, von denen die erste 150 000 und die zweite 200 000 Kilowatt Wärmeenergie erzeugen und 20 000 bzw. 25 000 Kilowatt Strom an das französische Energienetz liefern werden. Ein von einem Kran erhöhter Schornstein, der 100 m hoch ist, wird die „kurzlebigen“ radioaktiven Gase ausstoßen. Diese Tatsache beunruhigt die Bevölkerung aufs allerhöchste.

Segen für Frankreich?



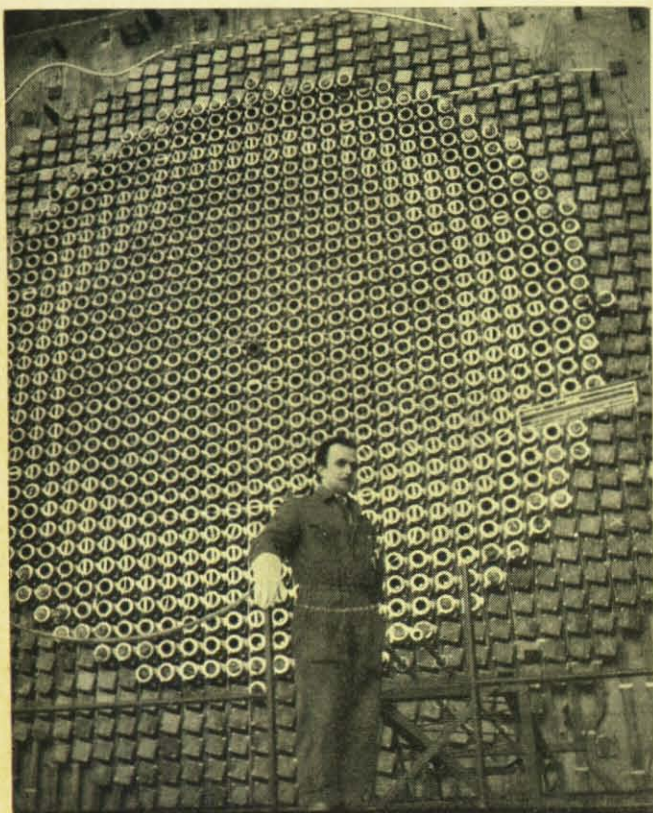
Unbekümmert spielen die Kinder in der Nähe des Atomkraftwerkes. Sie interessieren sich nicht für den Streit der Großen. Das Neue und „Gefährliche“ zieht sie an. Wie oft müssen die besorgten Mütter ihre Kinder von der Halbinsel zurückholen, weil sie alle Ermahnungen in den Wind schlagen und auch durch Strafen nicht von dem begehrten Spielplatz fernzuhalten sind. Zwar kommen die Kinder nicht bis in die unmittelbare Nachbarschaft des Werkes. Dafür sorgen die Wächter. Aber wer weiß, sagen sich die Mütter, ob sie nicht auch an dieser Stelle schon gefährdet sind, von wo aus man den Fortgang der Bauarbeiten genau verfolgen kann. Mit Stöcken schreiben die Kinder die Zeichen EDF 1 in den Sand. Sie bedeuten „Electricité de France 1“ (die Gesellschaft, die das Werk baut).



Schon der Urgroßvater von Monsieur Parfait Dupuy hat in der Loire gefischt, und dessen Urgroßvater auch. Dieser biedere Fischer hält sich aus dem Streit der Meinungen heraus. Radioaktivität? Atomkraft? Das sind für ihn leere Worte, unter denen er sich nichts vorstellen kann. Er kann das Wetter vorhersagen, weiß, wo im Fluß die Strömungen sind und zu welcher Tageszeit die Fische am besten ins Netz gehen. Da weiß er Bescheid.



Einen Tiefenmesser haben die Ingenieure der „Electricité de France“ in dem Weinberg von Monsieur Abel Gallé aufgestellt. Der Bauer ist unglücklich über die fremden Gäste auf seinem Grund und Boden, gegen die Widerstand zwecklos wäre. — Jeder muß dem Fortschritt etwas opfern — hat man ihm auf seine Beschwerde hin gesagt. „Ich werde einen Hektar — das bedeutet 30 Faß guten Wein — verlieren“, klagt Gallé. „So ein Verlust!“



Eine Riesenbienenwabe? Diese geheimnisvolle Wand, deren Ausmaße im Vergleich zu dem Arbeiter ermessen werden können, ist aus 1137 horizontalen Kanälen zusammengesetzt. In sie wird das Uranium für das G.-1-Werk von Marcoule eingeführt. G. 1 ist der wichtigste Plutoniumspender der Zentrale, ihr Mutterhaus. Die Uranium-Barren werden einmal im Jahr ausgewechselt. Insgesamt können 100 Tonnen des Metalls eingeführt werden.



Tag und Nacht ist diese Kontrolltafel besetzt. Sie ist gewissermaßen das Gehirn des Werkes, denn hier können Energieschwankungen registriert und ausgeglichen werden. — Das G.-1-Werk, zu dem diese Tafel gehört, wird von mächtigen Turbinen mit Luft zur Abkühlung versorgt. Jedes Blaswerk — es sind vier vorhanden — liefert 70 Kubikmeter Luft in der Sekunde. Bei Berührung mit den im Reaktionsprozeß befindlichen Uranium-Barren steigt die Lufttemperatur um 300°.



Streng kontrolliert werden schon im Omnibus bei der Einfahrt in das Gelände der Atom-Zentrale Ausweise und besondere Kennkarten. Dies ist aber nur die erste der vielen Kontrollen, denen sich jeder Angestellte des Werkes unterziehen muß, bevor er seinen Arbeitsplatz erreicht. Eine so strenge Überwachung ist jedoch unbedingt erforderlich, sei es, um die Anlagen geheimzuhalten oder um Unbefugte vor etwa möglichen Schädigungen zu schützen.



Film zeigt



Der Meineidbauer

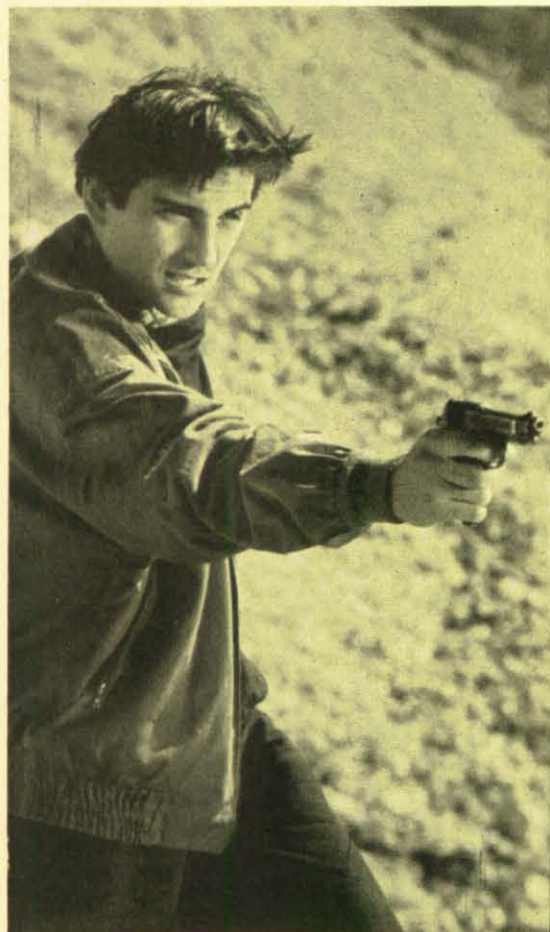
„Armut macht nicht edel“, sagt der Gerichtsschreiber Demut, als er Mathias Ferner mit einem Brief aus dessen Hand erpreßt. Dieser Brief würde beweisen, daß Mathias vor Gericht einen Meineid schwor, um den alten Ferner — an sich zu bringen.

„Armut macht nicht edel“ — halb entschuldigend sagt der Schreiber das. Er ist Flüchtling, und dieser Brief ist seine Chance, zu Geld zu kommen. Er ist ebensowenig ein Erpresser comme il faut wie Mathias Ferner ein Erbschleicher. Aber während sein Bruder ein Herrenleben führte, arbeitete er, Mathias, als erster Knecht auf dem Hof, der ohne ihn längst zugrundegegangen wäre. Er war immer der Zurückgesetzte, der Stiefbruder und Knecht. Er hat früh seine Frau verloren. Als er sich wieder verheiraten wollte, kam Paula auf den Hof. Er liebte Paula von diesem Tag an all die Jahre. Aber sein Bruder Jakob, der das gleiche behauptete, hat sie genommen — und nie geheiratet. Auch nicht, als die beiden Kinder da waren — und nie geheiratet. Da der andere, der Weg frei machte, wieder auf alles verzichten? Soll er unter der Frau, die er liebt und die nach des Bruders Tod die neue Herrin zu sein glaubt, soll er unter ihr weiterhin ein armseliger Knecht sein mit dem einzigen Recht, zu schuffen und zu sterben? Lieber leistet er den Meineid. Damit beginnt das Unglück für ihn und den einzigen Menschen, der bis zum Schluß zu ihm hält, seinen Sohn.



Das Spiel ist aus! Zehn Jahre lang trug der Bauer Mathias Ferner (Carl Wery) ein qualvolles Geheimnis mit sich herum. Einen Meineid hatte er damals geleistet, um sich in den Besitz des Hofes zu setzen, den sein verunglückter Stiefbruder der Magd Paula testamentarisch vermacht hatte. Nun hat Paula den Beweis gegen den Bauern in Händen. Auf der Flucht ereilt den Meineidbauern dann das unabwendbare tragische Geschick.

Der Haß der Eltern liegt wie eine unüberwindbare Kluft zwischen Karl, dem Sohn des Meineidbauern (Hans von Borsody), und Marei, der Tochter der Magd Paula (Christiane Hörbiger-Wessely). Aber ihre Liebe ist stärker! Marei folgt, ohne zu überlegen, ihrem Geliebten.



Unter die Schmuggler geraten ist Paulas Sohn Jakob (Heino Hallhuber), der der Mutter in die Berge gefolgt ist, wo sie in einer Schmugglerschenke erbärmlich hausen. Durch das Eingreifen des Chefs der Zöllner, der Paula zugetan ist, kommt er bei einem Verhör noch einmal mit dem Schrecken davon. Aber die Katze läßt das Mäusen nicht. Wenig später jedoch wird er bei einer wilden Schießerei in den Bergen von den Gegnern getötet.



Einen späten Trumpf spielt das Schicksal der verbitterten Paula (Heidemarie Hatheyer) nach zehn langen Jahren des Wartens und Kämpfens in die Hand: den Brief, der die Schuld Ferners beweist! Der ahnungslose Bauer hatte ihn vor 10 Jahren seinem sterbenden Bruder ins Krankenhaus geschrieben und ihm darin mitgeteilt, daß er das Testament, das den Hof der Magd Paula zuspricht, gelesen habe. Später hat er vor Gericht geschworen, von einem Testament nichts zu wissen. Nun wird Paula endlich ins Tal hinuntersteigen und auf dem Fernerhof als Herrin auftreten können! Pichler (Attila Hörbiger), der Chef der Grenzer, hat seit langem nur den einen Wunsch, Paula zu heiraten. Diese Möglichkeit sieht er nun durch das Eintreffen des Briefes, der Paulas Haß erneut entflammt, bedroht. Erst nachdem der Meineidbauer zu Tode gestürzt ist, findet er an Paulas Seite ein stilles Glück.

Fotos: Eichberg-Allianz-Film.